

Frauen am Werk
1
Kämpferin im Alltag
JK
Julius Klinkhardt Verlagsbuchhandlung in Leipzig

Frauen am Werk

Bildungsstoffe für Schule und Leben / Heft 1

Kämpferin im Alltag

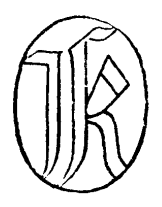
Von Frauen, die das Leben zwingen

Herausgegeben von

Dr. Eduard Siegmund

und

Charlotte Siegmund-Kral



1938

Julius Klinkhardt, Verlagsbuchhandlung in Leipzig

Reclam-Druck Leipzig

Zum Geleit

Leben ist Kampf. Das braucht nicht immer ein Ringen um letzte Selbstbehauptung zu sein. Die Zukunft, die vor dir steht, wird Kampf in der mannigfachsten Form enthalten, besonders auch um kleine Dinge, und gerade da, wo es sich um Überwindung der Widrigkeiten des Alltags handelt, ist der Kampf oft am ermüdendsten.

Zeige wie die Mädchen und Frauen dieses Heftes deine Widerstandskraft, zeige, daß auch du Pflicht und Leistung kennst. Denn nur erfüllte Aufgaben und Arbeit zum Wohle deiner Gemeinschaft machen froh und glücklich.

Das deutsche Mädchen ist stolz darauf, daß es das Leben zu zwingen vermag.

Die Herausgeber.

Inhaltsverzeichnis

Und Mädchen tun uns not, die ihren Weg erkennen,
Und die im Takt der lichten Herzen gehn,
Und die sich stolz ein deutsches Mädchen nennen
Und froh und stark in ihren Pflichten stehn!
Reinhold Braun.

Greten

Greten geht den stillen Weg hinunter nach dem Schulacker. Der Tag ist heiß. Die Bauern warten auf den Regen. Der Hafer hat schon gelbe Streifen auf dem Rücken, so heiß brannte die Sonne während der letzten Wochen.

Greten soll Disteln aus dem Hafer jäten. Wenn sie aus der Schule kommt, wartet immer gleich Arbeit auf sie. Sie ist alt und stark genug dazu, meint ihr Vater, Jochen Homfeldt. Und was ihr Vater sagt, ist immer richtig.

Fünf Tage arbeitet Greten nun schon auf dem Acker, fünf Tage immer ganz allein auf der großen Haferkoppel unter all den Disteln und Wucherblumen, die der böse Feind aufs Land gesät hat. Ein Grausen überkommt das Mädchen, wenn es nur daran denkt. Kinder sind nicht gern allein. Aber hier bei Jochen Homfeldt muß das so sein. Er selber gönnt sich auch keine freie Stunde. Sein Feierabend beginnt, wenn er alle Türen abschließt und zu Bett geht.

Der Weg nach dem Schulacker hat viele Blumen an den Wall gesät, Sternblumen und Glockenblumen. Greten pflückt sich eine Handvoll und sieht sich dann erschrocken um, als wenn sie gestohlen hätte. Was hat der Vater zu ihr gesagt? „Halte dich unterwegs nicht auf, dazu ist die Zeit zu schade." Das klingt ihr plötzlich wieder im Ohr. Darum fängt sie nun an zu laufen, als hätte sie die beste Zeit schon verträumt, als würden die Disteln ihr nun über den Kopf wachsen, als müßte sie ersticken im scharfen, süßen, ekligen Geruch der Wucherblumen.

Die Sonne streichelt über das dunkelblonde Haar, das Mutter ihr in zwei dichten Flechten um den Kopf gelegt hat. Sie streichelt auch das verschlissene bunte Kleid, als wenn es das Tanzkleid einer Prinzessin wäre.

Die andern Mädchen spielen nun im Dorfe unter der Doppeleiche im Kreise oder in den kühlen Stuben mit ihren Puppen. Sie brauchen nicht nach der Koppel und in der heißen Sonne mit krummem Rücken stehen, sie haben immer Zeit zum Spielen. Ihre Väter sind große Bauern, die sich zum Arbeiten ihre Leute halten können. Manchmal prahlen sie mit ihrem großen Geldbeutel und lachen über Jochen Homfeldt und sein armes, mühsames Leben. Denn was hat er und was ist er? Seine kleine Katenstelle ist immer hungrig. Das kommt davon, daß er in Wirklichkeit gar kein Bauer ist, sondern nur ein kleiner Tagelöhner, der glaubt, dem Leben schuldig zu sein, daß er sich emporarbeiten müsse. Vier Tage in der Woche verdient er sich sein Brot als Tagelöhner bei den großen Bauern. Die übrige Zeit dient er seinem eigenen Acker, auch der Sonntag ist ihm nicht heilig, es geht nun einmal nicht anders. Der Acker muß wissen, daß einer da ist, der sich um ihn kümmert. Und nun hat er sich

auch noch den Schulacker gepachtet zu seinen acht Tonnen Eigenland, die er sich durch Mühe und Arbeit dem Leben abrang.

Der Schulacker ist ein schlechter, magerer Acker, Eigentum der Schule, seit zehn Jahren als Pachtland von Johann Bötel ausgesogen und vernachlässigt. Nun, da Johann Bötel, der immer ein schlechter und gewissenloser Bauer war, von seiner Bauernstelle herunter mußte, war er wieder frei geworden. Weil aber keiner der anderen Bauern im Dorfe sich seiner erbarmen wollte, hatte man ihn Jochen Homfeldt für billiges Geld angeboten. Er hatte ihn dafür übernommen und mit Hafer bestellt, um ihn erst einmal kennenzulernen. Und nun wachsen hier am besten Disteln und Wucherblumen.

Greten steckt die kleinen Blumen, die sie am Wege gepflückt hat, hinter den Gürtel. Sie will auch schmuck sein wie die großen Bauerntöchter und freut sich, daß die Blumen bei ihr bleiben, nun ist sie doch nicht ganz allein.

Sie klettert über das Hecktor, bückt sich und beginnt gleich ihre Arbeit. Zuerst summt sie dabei noch eine Weise vor sich hin, als habe sie sie vom Dorfe her aus dem Reigen der anderen Mädchen aufgefangen. Aber schon bald verliert das Lied den Klang. Nun fängt sie an zu zählen, wieviel Unkraut sie herausreißt, um es abends dem Vater und der Mutter erzählen zu können. Fünfzig, zählt sie, hundert, zweihundert — — immer halblaut, damit sie zur Gesellschaft eine Menschenstimme höre. Dann aber verirrt sie dabei, sie kann nicht mehr zählen, ihr tun auch die Augen weh. Sie weint. Sie muß immer an die anderen Mädchen im Dorf denken, die spielen im Kreise oder mit ihren Puppen. Nur sie allein kann nicht mitspielen. Aber ihr Vater ist gut zu ihr. Wenn er auch nicht viel von sich geben kann, so ist das, was er abgibt, immer gern gegeben. Als sie gestern abend von ihrer Arbeit kam, sagte er zu ihr: „Es muß so sein, Greten, es wird von uns verlangt, es schadet auch wohl weiter nicht." Dabei sah er sie mit seinen gutmütigen, ernsten Augen an und nickte ihr zu. Ist das denn nicht genug? Was ihr Vater sagt, meint er auch so. Dies muß also so sein, sonst hätte ihr Vater es nicht gesagt. Sie wischt sich die Tränen aus den Augen und arbeitet weiter. Wenn es sein muß und verlangt wird, dann wird es auch getan. Dazu ist der Mensch auf der Welt, daß er das tut, was von ihm verlangt wird. Auch das hat der Vater einmal gesagt.

Sonntags läuten vom Kirchdorf die Glocken herüber. Dann hat Greten Zeit, dann braucht sie nicht nach dem Schulacker, dann muß sie nur der Mutter im Hause helfen. Vater ist es einerlei, ob Alltag ist oder Sonntag, für ihn ist jeder Tag ein Arbeitstag. Aber Kinder müssen wissen, daß Sonntag ist, meint er. Greten wird im Winter elf Jahre alt.

Wenn sie sonntags die Küche in Ordnung gebracht hat, spielen die anderen Mädchen des Dorfes schon lange unter der Doppeleiche im Kreise. Dann hüpft Greten schnell in ihr blaues Kleid, und alles in ihr ist sonntäglich. Alles klingt und singt und springt in ihr vor Freude. Und nun will sie auch ins Dorf und mitspielen unter der Doppeleiche.

„Greten", ruft die Mutter, als sie so frei und erlöst in ihrem blauen Kleid über die Diele tanzt, „Greten!" ruft die Mutter, „nimm die beiden Jungs aber mit und geh nicht von ihnen."

„Ja", sagt Greten still und nimmt ihre beiden Brüder an die Hand, auf jeder

Seite einen. Sie sind fünf und sieben Jahre alt, Klaus und Hannes, und eigensinnig sind sie auch, sie wollen sich nicht von ihrer Schwester beaufsichtigen lassen. Aber Greten hält sie fest mit ihren kleinen harten Mädchenhänden und zieht sie hinter sich her die Straße hinauf ins Dorf. Jochen Homfeldts kleine Katenstelle liegt abseits. Wie die Sonne scheint! Und wie hübsch das blaue Kleid ist! Und wie lustig die Mädchen im Kreise singen!

Greten läuft mit ihren beiden Brüdern um die Wette, damit sie schnell den Spielplatz unter der Doppeleiche erreiche. Sie sieht sonst nichts als nur den Kreis der Mädchen, der sich in bunten Sonntagsfarben dreht. Schnell ist eine Stunde abgesponnen. Und beim Spielen läuft das Rad noch einmal so schnell.

„Laßt mich mitspielen!" ruft sie schon von weitem. „Laßt mich mitspielen! Haltet doch still!"

Aber der Kreis dreht sich weiter.

„Was willst du schon wieder mit den Jungs?" fragt Ida Micheel. „Die Jungs sollen nicht mit in den Kreis."

„Meine Mutter sagt aber doch, daß ich auf sie aufpassen soll", sagt Greten traurig. „Dann muß ich es doch tun."

„Nein, die Jungens sollen nicht mitspielen", sagen nun auch die andern Mädchen.

Da tritt Greten zwei Schritte zurück, setzt sich ins Gras und legt die Hände in den Schoß. Ihre beiden Brüder wollen gelbe Blumen pflücken für die Kaninchen. Sie balgen sich im Grase umher und erzürnen sich um einen bunten Sommervogel.

Greten weiß, wenn sie jetzt mit in das Spiel der Mädchen hineinkäme, würde sie mit Herz und Seele im Spiele sein. Dann kann sie nicht mehr auf ihre Brüder achten. Darum bleibt sie abseits sitzen und singt andächtig die Weise des Spieles mit, zuerst noch einsam und still für sich. Dann aber stößt die Sehnsucht von selber das Tor ihres Innern weit auf. Und nun strömt die Musik so inbrünstig, so hoch und hell aus ihr heraus, daß die Spielgedanken in ihr die Übermacht gewinnen und der strenge Bescheid der Mutter sich hinter das kleine Herz verkriecht. Sie nimmt ihre beiden Brüder bei der Hand und fleht sie an, als wenn sie die Herren über ihr Glück wären: „Bleibt bei Greten, hört ihr? Lauft nicht weg, bleibt immer hier bei mir, ihr seid ja gute Jungs." Dann bricht sie auch schon in den Kreis der Mädchen ein und singt und tanzt mit, als gäbe es sonst nichts in der Welt, was sie zu bedenken hätte. Schöner und heller hat wohl noch kein Kind gesungen als Greten Homfeld an diesem Sonntag. Und höher hat wohl noch kein Herz geschlagen als Greten Homfeldts Herz in diesem Kreise. Ihre großen, blauen Augen sind schon lange nicht mehr hier unten auf der Erde. Sie vergißt auch, daß sie morgen wieder nach dem Schulacker muß, um Disteln und Wucherblumen zu jäten. Sie sieht nur Rosen auf ihren Weg gestreut. Sie vergißt Welt und Zeit, als hätte das Glück ihr Urlaub gegeben, noch einmal wieder mit ihren unschuldigen elf Jahren Kind sein zu dürfen. — — —

„Wo sind die Jungs, Greten?" fragt auf einmal hinter ihr eine Stimme.

Als hätte aus heiterem Himmel ein Blitz eingeschlagen, springt Greten aus dem Kreise. Ihr Vater steht vor ihr, so wie er vom Acker kommt, im Alltagsgewand. „Wo sind die Jungs, Greten?"

„O Gott!" ruft Greten aus und hält erschrocken ihr Herz fest. „Vater!" ruft sie. „O Gott! Ich hab' sie ganz vergessen", sagt sie leise.

„Such sie!" sagt Jochen Homfeldt und geht seinen Weg weiter nach Hause.

Die andern Mädchen lachen über sie, weil sie so dumm und ängstlich dasteht, als wenn sie etwas verbrochen hätte. „Laß doch die Jungs laufen", sagen sie, „spiel' doch einfach wieder mit und kümmere dich nicht um die Jungs."

Aber das tut Greten nicht, ihr Vater hat gesagt, daß sie die Jungs suchen soll. Sie läuft die Dorfstraße hinunter nach dem Teiche, in dem vor einigen Wochen Peter Stolts Frau sich das Leben genommen hat. Aber hier findet sie ihre beiden Brüder nicht. Sie eilt zurück, biegt ab in den Barkener Weg, ruft und sucht vergeblich den großen Wald ab. Sie kommt vom Hennstedter Weg aus wieder nach dem Teiche, diesmal von der andern Seite. Und hier findet sie endlich ihre beiden Brüder. Sie waten im Wasser.

„Klaus und Hannes!" ruft sie wie erlöst. „Hier seid ihr ja." Sie macht ihnen nicht einmal Vorwürfe. Sie freut sich nur, daß sie sie gefunden hat.

Aber die beiden Jungs wollen nicht mit ihr. „Wir wollen hierbleiben", sagen sie einfach und waten tiefer ins Wasser hinein.

„Ihr müßt mit mir kommen", fordert Greten.

„Du hast uns nichts zu befehlen", sagt Klaus, der Ältere.

„Ihr sollt aber mit!" sagt Greten und watet ihnen nach. Ihr Gesicht ist in diesem Augenblick so ernst, als wenn sie die Mutter dieser beiden Knaben wäre. So gewinnt sie endlich doch die Macht über ihre beiden Brüder und bringt sie nach Hause.

Die Mutter steht schon in der offenen Küchentür und wartet auf sie. Nun tritt auch der Vater heraus. Greten stellt sich vor sie hin, ihre beiden Brüder an den Händen. Sie ist bereit, die Strafe auf sich zu nehmen. Aber die Eltern sagen diesmal kein strafendes Wort zu ihr, die Mutter schilt nur mit den beiden Knaben. Und der Vater reicht ihr die Hand und geht noch einmal mit ihr durch den kleinen Garten hinter dem Hause, als wolle er ihr damit etwas zum Sonntag schenken.

Oben im Dorfe singen die Mädchen noch immer. Aber Greten hört es kaum. Sie besieht mit ihrem Vater die Blumen.

Einmal, ein paar Tage nach diesem Sonntag, schickt der Vater Greten ins Nachbardorf, um Klaus Suhr die geliehene Jagdflinte zurückzubringen.

Sie läuft barfuß, die Holzpantoffeln trägt sie in der Hand, die Jagdflinte hat der Vater ihr über die Schultern gehängt. Sie fliegt beim Laufen immer auf und nieder, als schlüge einer auf den Rücken des Kindes.

Greten denkt, sie könne Zeit gewinnen, wenn sie so eile, sie könne rechtzeitig zurückkommen, um mit den andern Mädchen noch einmal im Kreise zu singen und zu spielen, bevor Lehrer Vollert in die Schule rufe.

„Ich soll vielmals grüßen von Vater, und ich bringe die Flinte wieder. Und vielen Dank!" sagt sie zu Klaus Suhr. Dann ist sie auch schon wieder unterwegs, immer gerade hindurch und quer über Wiesen und Gräben auf das Schulhaus zu. Nun hört sie schon das Reigensingen der Mädchen. Sie singt mit, von weitem schon. „Laßt mich mitspielen!" ruft sie, schweißgebadet und rot im Gesicht. In diesem Augenblick kommt Lehrer Vollert und klatscht in die Hände: „'reinkommen, Kinder!"

Greten bleibt stehen, als habe Lehrer Vollert sie nicht mitgerufen. Ihre Arme hängen schlaff hernieder.

„Na, Greten?" fragt Lehrer Vollert. „Willst du nicht mit?"

„Ja", sagt sie leise und geht als letzte ins Klassenzimmer.

„Sprich du das Gebet, Greten", sagt Lehrer Vollert.

Nun hat Greten noch zwei Tage Arbeit auf dem Schulacker, dann ist der Hafer erst einmal rein.

„Heute nachmittag will ich dir helfen, Greten", sagt der Vater zu ihr, „daß wir Herr über das Unkraut werden. Morgen nachmittag wollen wir Kartoffeln hacken, Mutter auch mit."

Greten ist glücklich. Nun ist sie doch nicht allein auf der großen Koppel. Wenn ihr Vater auch nicht viel über die Lippen bringen kann, so hat sie doch einen Menschen in ihrer Nähe. Auch dieser Tag ist heiß. Aber heute spürt Greten nicht das schwere Leben. So leicht wie heute ließen die Disteln und Wucherblumen sich noch nie überwältigen. So leicht war ihr noch nie eine Arbeit durch die Finger gegangen.

„Vater, liegt dort hinterm Walde nicht der Kirchturm von Westhöhe?"

„Ja, der liegt da."

„Vater, wo kommen eigentlich alle die Disteln her?"

„Die Wurzeln, die im Boden bleiben, treiben neu aus. Sie sitzen tief."

„Vater, wann wollen wir beim Heu anfangen?"

„Vielleicht nächste Woche schon, Greten."

Greten hat soviel auf dem Herzen. Wenn der Vater auch nicht viel sagt, so gibt er ihr doch auf jede Frage eine Antwort, ist freundlich zu ihr und nimmt ihr Arbeit ab, wo es ihm nur möglich ist. Manchmal verliert er auch, ohne gefragt zu sein, ein Wort für sie. Und nun sagt er: „Es muß so sein, Greten. Wir kommen ja auch hoch dabei."

In diesem Augenblick hallt ein Ruf vom Hecktor her. Da steht Lehrer Vollert. „Du mußt sofort nach Hause kommen. Jochen Homfeldt", ruft er. „Ich habe deiner Frau diesen Weg abgenommen. Peter Bünz aus Reher ist wegen der Ferkel da."

Jochen Homfeldt biegt seinen Rücken gerade, er ist ärgerlich, man sieht es ihm an. Er steht dort auch nun noch unschlüssig, als wisse er nicht, was er anfangen solle. Er steht da und sieht Greten an, als wenn er sie um ihren Rat bitte. Aber Greten jätet weiter, als habe sie den Ruf des Lehrers nicht gehört und arbeite noch immer mit ihrem Vater um die Wette. „Dann nützt es ja nichts", sagt Jochen Homfeldt, „dann muß ich dich ja wieder allein lassen, Greten." Sie blickt noch immer nicht auf, sie will nicht hören, was Lehrer Vollert und ihr Vater sagen. Tränen brechen aus ihren Augen. Sie kann die Disteln und Wucherblumen kaum noch sehen. Ihre Knie zittern. Jochen Homfeldt geht den Acker hinauf, auf das Hecktor zu. Nun bleibt er wieder stehen und ruft zurück: „Komm mit nach Hause, Greten!"

Sie arbeitet noch immer weiter. Sie fühlt, daß es ihrem Vater nicht leicht ist, sie hier nun wieder allein zu lassen. Er kehrt sogar noch einmal um, hebt sie von ihrer Arbeit auf und sagt: „Komm mit nach Hause, Greten, du sollst hier heute

auch nicht allein bleiben." Und dabei streichelt er ihr über das Haar und klopft ihr auf die Schulter. Das hat er wohl noch nie getan.

Darüber ist Greten so glücklich wie noch nie in ihrem Leben. Alle Not und alles Leid sind auf einmal verflogen. „Nein, Vater", sagt sie, „laß mich hierbleiben, vielleicht werde ich allein fertig. Wir wollen morgen nachmittag die Kartoffeln hacken." Ihre Augen sind voll Glänzen und Glühen und seliger Freude. „Laß mich hierbleiben und fertig werden, Vater", sagt sie noch einmal und ist nur darauf bedacht, ihn zu erfreuen. Damit muß Jochen Homfeldt sich schließlich zufrieden geben. Er nickt Greten zu und verzieht dabei den Mund ein wenig, das soll wohl ein zufriedenes, glückliches, dankbares Lächeln sein. Dann geht er nach Hause.

Spät am Abend wird Greten fertig mit ihrer Arbeit auf dem Schulacker. Sie singt und tanzt über die große Diele in die Küche, als wenn sie nichts von einer Müdigkeit wüßte. Die Mutter blickt ganz verwundert auf und fragt: „Was hast du, Greten? Was ist los mit dir?"

Sie soll es keinem Menschen erzählen, aber sie kann es doch nicht bei sich behalten. Lehrer Vollert hat ihr bei ihrer Arbeit geholfen. Und nachher hat er sie mit in sein Haus genommen, und hier hat sie ein großes Honigbutterbrot ganz allein aufessen müssen. Und auf seiner Geige hat er ihr auch noch etwas vorgespielt. „Du mußt es aber keinem Menschen erzählen, daß ich dir geholfen habe, Greten", hat er gesagt, „sonst soll ich den großen Bauern auch die Disteln und Wucherblumen ausreißen, aber das will ich nicht." Das hat er gesagt, und nun erzählt sie es der Mutter wieder. Der Vater soll es auch wissen, aber sonst kein Mensch. Das muß Mutter versprechen. Jochen Homfeldt ist noch beim Schmied gewesen. Nun kommt er zurück. Greten läuft ihm mit offenen Armen entgegen. Er fängt sie auf, es sieht wohl kein Mensch. Ein paar Tränen verstecken sich schnell in seinem großen Bart.

Heinrich Eckmann.

Bärlein

Nun war sie zwar ein Mädchen, allein die Schüler riefen sie zuweilen „Bär". Ein Bär war in ihren Augen ein tüchtiges Tier, stark und wehrhaft, nur daß er manchmal brummte und anderen Sinnes war. Die Mutter daheim sagte „Bärlein", und Ursula duldete es gern.

Auch andere Namen erfand sich die Mutter, wenn sie nachdenklich auf dem Stuhl neben dem Fenster saß, und es war dann, als gingen ihre Gedanken durch das Glas hinaus in die Welt, und wenn sie wiederkamen, waren sie mit lauter Wünschen beladen. Aus dem grauen Wolkenhimmel, der unbeweglich auf dem Dach des Nachbarhauses stand, las sie wohl auch jene anderen Namen, die sie der Tochter gab, die lauteten: Kindischer Trost, Kraft und Rat meines Lebens, du meine letzte Sonne!

Ursula tat darauf von ihrer Seite alles, ein schlichter Bär zu bleiben. Sie legte die Stirn in Falten, schaute verdrießlich aus den Augen und erreichte damit, was

sie gewiß nicht beabsichtigt hatte, daß man sie für liebenswürdig in diesem Augenblick nicht erkennen konnte. „Oh, du ganz und gar unzärtlicher Mensch!" klagte die Mutter. — Ursula erwiderte: „Also gut" und verließ das Zimmer. In der Küche stellte sie Wasser auf den Herd und legte Holz auf die Glut, im Zimmer der Mutter begann sie dann ihre Arbeit.

Nachdem sie das Fenster geöffnet hatte, nahm sie von der weißen Last, die wie ein Gletscher zwei Stühle überflutete, das große Laken, spannte es über die Matratze, schob und zog so lange daran, bis es zu einer faltenlosen Ebene geglättet lag. Das Kopfkissen schüttelte sie mit beiden Händen, bis es ganz luftig und leicht wurde, und erst dann legte sie es an seinen Platz. Mit dem Obertuch mußte sie sich sehr plagen, denn es gelang ihr nicht gleich, dieses große Tuch mitsamt der gesteppten Decke über das Lager zu breiten, ihre Arme waren nicht lang genug. Aber sie hatte sich für diese Arbeit längst einen Rat gefunden: weit sich vorbeugend hob sie den Rand der Matratze ein wenig an, und indem sie diesen wieder zurücksinken ließ, tat sie mit den Händen eine schwingende Bewegung, und siehe, schon war die blaue Decke an der Wandseite mit unter die Matratze geschlagen, stramm und glatt. Sie freute sich, da ihr dieses gelungen war, ihre Augen hatten sich wieder mit der Farbe gefüllt, die ihnen zugehörte. Obgleich ihre Arbeit nur sehr bescheiden war, wurde Ursula an ihr doch immer glücklich.

Den Vorleger vom Boden nehmend, dachte sie zwar einen Augenblick, wie solch ein Ding doch nutzlos sei, denn immer saß es voller Staub. Sie schüttelte ihn kräftig zum Fenster hinaus, der Staub fuhr empor und ließ sich auf dem schrägen Dach nieder. Er war auch dort nicht an seinem Platz, aber der Regen würde ihn fortwaschen, der Regen, oder was da immer über den schwarzen Schiefer rann. Als sie jedoch den kleinen Teppich wieder neben dem Bett der Mutter niederlegte, meinte sie, daß er doch von Nutzen wäre.

Rasch eilte sie in die Küche, denn dort stand das Wasser auf dem Herd und wartete nicht auf sie, sondern kochte. Man sagt aber, von ewig kochendem Wasser gebe es keinen guten Tee, und Ursula zürnte mit sich, da sie so vergeßlich war. Das Tablett mit dem fertigen Tee in den Händen und auf dem Wege ins Schlafzimmer fiel ihr ein, daß sie im Zorn über ihre Vergeßlichkeit schon wieder etwas vergessen hatte. Sie mußte noch kehren, vom Kehren aber entstand neuer Staub. Er kam immer wieder, mochte man darüber weinen oder lachen, und wenn die Sonne einmal schien, was lang nicht mehr geschehen war, so sah man ihn träge flimmernd in der Luft sich bewegen. Schien die Sonne aber nicht, der Staub war dennoch da und forderte vom Menschen, daß er alle Tage das gleiche tue.

Ursula tat es ohne Verdrießlichkeit, ja sogar ein Lied summte sie sich derweilen. Als sie das Tüchlein am Fenster schüttelte, kam sie der Wunsch an, auch den Himmel zu säubern und jene Luft des späten Winters, damit man doch die Sonne einmal wieder sehe. Als sie mit allem fertig war und das Fenster geschlossen hatte, trat sie noch einmal an das Bett und deckte es auf. Da gefiel es ihr, mit den Händen leise über das Kopfkissen zu streichen, obwohl dieses ganz glatt lag und nichts an ihm zu bessern war.

Das Zimmer sah nun freundlich aus, einer herzlichen Einladung glich es, aber

was half es — Ursula mußte auch die Worte dazu finden. Ins Wohnzimmer tretend, sagte sie aber nichts weiter als: „Mutter!"

„Was ist? Was willst du?" fragte die Mutter.

„Du weißt schon", erwiderte das Mädchen.

In der Tat, die Mutter wußte, daß sie nun ruhen sollte.

Aber gern hätte sie vernommen, wie man ihr das auf freundliche Art auch sagte. —

Ursula, eben noch überlegen in all ihrer Fürsorge und Selbständigkeit, trug ihre Mappe herbei, und nun war sie nur noch eine Schülerin, die ihre Aufgaben zu machen hatte, verantwortlich nicht allein mehr sich selbst, sondern auch fremden Menschen.

Karl Benno von Mechow.

Der Kampf mit dem Teufel

Es währt lang, bis der Frächter unterwegs alle seine Geschäfte abgewickelt hat. Erst kurz vor Mittag fährt er im Nachbardorf ein, und da ist auch gleich das Haus des Totengräbers, nein, Haus wäre zu viel gesagt, eine Keusche, wetterschwarz und windschief hinter den Zaun geduckt.

Barbara klettert vom Wagen und schüttelt sich zurecht, indessen ruft der Frächter: „Heda", schreit er, „komm heraus, Johann!"

Aber es rührt sich keine Seele, schließlich müssen die beiden ungeladen eintreten. Nikolaus drückt das Gatter auf, die Haustür, und dann stehen sie plötzlich in der Stube und einem Mädchen gegenüber; das sitzt auf dem Herd und starrt sie aus angstvollen Augen an.

Ach, du lieber Gott, denkt Barbara, und wie sieht es überhaupt hier aus, wie düster und unheimlich! Stroh auf dem Boden verstreut, die Fenster grau und mit Papier geflickt, und in der dunklen Ecke liegt noch ein Wesen in einem Korb, ein Kind, soviel man sehen kann.

Der Frächter steht auch eine Weile unschlüssig da und kratzt sich im Genick. „Höre, du", sagt er dann zu dem Mädchen, „wo ist der Alte — verstehst du nicht? Der Vater?"

Keine Antwort. Natürlich keine, weil das Mädchen stumm ist. Es kann nur deuten, irgendwohin mit der Hand gegen das Dorf. Es zieht seine nackten Beine noch ein wenig enger an sich, sein Blick irrt unruhig umher und bleibt endlich auf Barbara haften, lange, so verloren, so unverhüllt traurig, daß Barbara die Augen niederschlagen muß.

Ja, was ist jetzt zu tun? Am besten, der Frächter fährt weiter und sucht nach diesem verdammten Johann, während Barbara hier wartet.

Gut, sie setzt sich auf ihren Koffer, den der Frächter neben die Tür gestellt hat. Sie hört die Pferde draußen anziehen und den Wagen davonrollen, und auf einmal wird ihr angst, ein lähmender Schrecken fällt sie an. Es ist so still in dieser Stube, so beklemmend still. Das stumme Mädchen hockt noch immer auf dem Herd und verfolgt sie mit seinem Blick, und wirklich, hier kann man nur so sitzen, die

Knie an den Hals ziehen und zitternd warten, auf etwas Unheilvolles, das kommen wird, man weiß nicht, woher.

Nein, Barbara will da nicht bleiben, keinen Tag. Sie hat sich fest vorgenommen, alles zu erdulden, lang wird es ja nicht dauern. Aber nun verläßt sie doch der Mut. Sie wird den Frächter bitten, daß er sie wieder mitnimmt, ganz gleich wohin, nur hier bleibt sie nicht, in diesem Gespensterhaus. Oder noch besser, sie läßt alles im Stich und läuft einfach davon, irgendwo im Dorf wird sie schon unterkommen.

Aber während ihr das alles durch den Kopf geht, regt sich plötzlich das Kind in dem Korb. Es richtet sich auf und weint schlaftrunken vor sich hin, ganz leise und rührend hilflos in seiner düsteren Ecke. Und von diesem Augenblick an hat Barbara ihre Ängste vergessen. Das ist ein Laut, der ihr sofort zu Herzen geht, der ihren Mut wieder weckt, ihr tapferes entschlossenes Wesen. Gleich geht sie hin und zieht den Korb ans Licht.

„Ach, du armer Wurm", sagt sie und schlägt die Hände zusammen, „wie siehst du denn aus?"

Es ist gar kein ganz kleines Kind, mindestens zwei Jahre muß es alt sein, aber zum Erbarmen mager und schmutzig, ein Knabe, und wie sie ihn nun heraushebt und auf die Füße stellt, zeigt sich, daß er noch gar nicht laufen kann. Nein, ist denn das zu glauben? Barbara muß sich wirklich einmal hinsetzen, muß das überdenken und mit sich zu Rate gehen. Es ist jetzt gleich Mittag, fällt ihr ein, und der Herd ist kalt, dort sitzt noch immer das Mädchen, und gekocht oder gar gegessen wird hier wohl überhaupt nicht?

Barbara setzt den Knaben wieder in den Korb zurück. So viel ist sicher, zunächst muß für eine Mahlzeit gesorgt werden. Seit sie sich vom ersten Schrecken erholt hat, spürt sie selber einen unbändigen Hunger. Sie knotet ihr Bündel auf und verteilt, was sich darin findet, einen Pfannkuchen für den Kleinen, ein Stück Rauchfleisch, ein Butterbrot für sie und das Mädchen. Oh, die ist gar nicht so schwerfällig, die kann schon zugreifen!

Und nun fehlt noch etwas Warmes, eine Suppe wenigstens. „Habt ihr keine Milch im Hause", fragt Barbara, „kein Mehl, gar nichts?"

Doch. Das Mädchen nickt heftig und zeigt auf eine Truhe unter dem Bettgestell. Aber Schätze sind da auch nicht verborgen, nur etliche Kartoffeln und schwarzes Mehl in einem irdenen Krug. Immerhin, wenn Barbara die Butter auf ihrem Brot spart, dann läßt sich zur Not eine Brennsuppe daraus kochen. „Mach Feuer", sagt sie zu der Stummen, „kannst du das?"

Ja, sie kann es, noch mehr sogar, sie bringt eine Pfanne und einen Eimer Wasser, und jetzt wäre es an der Zeit, daß Barbara erführe, wie ihre Gefährtin eigentlich heißt. Anna? Marie? Nein, so nicht. Katharine? Oder vielleicht auch Barbara? Der Bruder wird ja nach dem Vater hören, auf Johann wahrscheinlich, aber sie? Das Mädchen hat es schon ein dutzendmal mit den Fingern gesagt, nur versteht das Barbara nicht. Schließlich bringt es ein Gebetbuch, darin liegt das Sterbebild der Mutter, und hier ist nun der Name gedruckt zu lesen: Franziska heißt sie.

Barbara betrachtet das Bild eine Weile. „Im vierzigsten Lebensjahre", liest sie,

„nach kurzem Leiden nahm sie Gott zu sich." — „Du bist ihr ähnlich", sagt Barbara. „War sie gut, deine Mutter?"

Und da nickt Franziska wieder heftig, und plötzlich streckt sie die Hand aus und berührt Barbara an der Wange — seltsam, soll das eine Liebkosung sein, oder will sie damit sagen, daß ihre Mutter so war, so lind und so sanft?

„Laß nur", meint Barbara ein wenig verwirrt, „laß mich nur machen, wir vertragen uns schon, wir beide. Aber das sage ich dir, von nun an geht hier ein anderer Wind!"

Denn jetzt greift Barbara erst richtig zu, sie bindet ihr Kopftuch fest und streift die Ärmel hoch. Vor allen Dingen muß der Boden sauber gemacht werden, mit einem Strohwisch, wenn es wirklich keinen Besen in dieser Räuberhöhle gibt. Inzwischen zeigt sich Franziska anstellig und rührt die Suppe ein. Es währt gar nicht lange, da sitzen alle drei um die Schüssel versammelt, auch Johann natürlich, obgleich man ihn fürs erstemal noch an der Lehne festbinden muß.

Barbara steht noch einmal auf und spricht das Tischgebet mit lauter Stimme, und auch das Amen sagt sie sich selber, weil ihr ja niemand antworten kann. Franziska faltet nur die Hände und schaut ihr ergriffen auf den Mund, wie sie es die ganze Zeit über getan hat. Vielleicht denkt sie, Barbara sei ein Engel, vom Himmel herab zugekehrt. Aber nein, Barbara ist kein Engel. Noch einmal an diesem Tage muß sich ihr festes Herz bewähren. Nun kommt nämlich der Frächter zurück, in Begleitung des Totengräbers, und wenn Barbara den anschaut, dann begreift sie, warum Franziska plötzlich den Löffel weggelegt hat und wieder angstvoll auf die Türe starrt.

Der Totengräber sieht gar nicht wie ein Mensch aus, eher wie ein Vogel, ein schwarzer buckliger Geier mit seiner riesigen Nase, und am unheimlichsten ist, daß ihm der Kopf nicht wie andern Leuten auf den Schultern sitzt, sondern vorn an der Brust, da schwebt er kahl und wachsgelb auf einem dünnen Hals.

Dem Frächter ist vielleicht selber nicht ganz geheuer zumute, er faßt den Totengräber am Arm und schüttelt ihn ein wenig, als wollte er zeigen, daß es ein lebendiger Mensch ist, kein Gespenst. Da sei nun Barbara, erklärt er ihm, und im übrigen wisse Johann Bescheid. Kost und Unterkunft sei ausgemacht, aber rechtschaffen, daß man darüber keine Klage höre, verstanden? Nikolaus käme jeden Tag vorbei. — Hörst du, Barbara, du kannst dich immer an mich wenden.

Jawohl, der Frächter geht, das Gespenst läßt er zurück. Der Totengräber steht noch immer neben der Tür, er schwankt ein wenig auf seinen dünnen Beinen, streckt den Hals und äugt nach den Kindern hin. Alle Heiligen, gleich wird er mit den Armen zu flattern anfangen, wird auf den Tisch hüpfen, und dann Gnade ihnen Gott! Wahrhaftig, er bewegt sich, er kommt näher! Fliegt nicht, sondern schlurft auf seinen Stiefeln heran, Barbara reißt den Mund auf und beißt sich in die Faust vor Entsetzen — hackt er schon, greift er schon nach ihr?

Nein, er schlurft vorbei. Es ist lautlos still in der Stube, die Kinder wagen keinen Seufzer. Langsam tastet sich der Totengräber weiter bis zu seinem Bett, greift hinein und wühlt unter den Decken, was sucht er denn, ein Messer? Kein Messer, eine Flasche. Die zieht er heraus, schüttelt sie am Ohr und steckt sie hinten in seinen Rock. Und dann kommt er wieder so zurück mit vorgestreckten

Armen, tastet sich hinaus und verschwindet, zerfließt einfach im Sonnenlicht, das durch die Tür fällt, ein Spuk, ein Traumgesicht am wachen Tage.

Ach, du lieber Gott, stäche man jetzt Barbara mit einer Nadel an, sie gäbe keinen Tropfen Blut, so grausig war das. Franziska ist es, die sich zuerst rührt, sie schaut aus dem Fenster. Weg! deutet sie und lächelt. Der Totengräber ist wirklich weggegangen.

Aber sogar, wenn er der Teufel selbst wäre und wirklich ein bißchen nach Schwefel stänke, wie es Barbara scheinen will, stünde es dahin, ob er gerade ihr so leicht an den Kragen kommen könnte. Denn obwohl Barbara noch nie mit dem Leibhaftigen zu tun hatte, ist sie doch ein Frauenzimmer, ein Wesen also, das sogar dem lieben Gott Sorgen machen kann, nicht nur seinem Widersacher. Im ersten Entsetzen sind ihr freilich die Knie schwach geworden, der kalte Schweiß stand ihr in kleinen Tröpfchen auf der Nase. Aber als sich zeigte, daß der Totengräber wirklich nicht wiederkam, sondern mit wehenden Rockschößen die Dorfstraße hinunterflatterte, da kehrten auch ihre Lebensgeister zurück.

Was ist dem bösen Feind vor allem ein Greuel? Wasser mag er nicht, Besen und Scheuerlappen sind ihm zuwider. Oh, Franziska weiß sich nicht zu fassen vor Staunen, denn nun bricht eine wahre Sintflut über die Hütte des Totengräbers herein. Eimer um Eimer schleppt Franziska vom Brunnen herein, und noch immer ist Barbara nicht zufrieden, obwohl das Wasser schon durch die Decke tropft und in braunen Rinnsalen über die Treppe hinuntergurgelt.

Und nicht genug damit, jetzt werden auch noch die Betten auseinandergenommen und vor das Haus geschleppt, werden gewischt und geklopft, gerüttelt und geschüttelt, daß der Staub wolkenhoch aufsteigt. Selbst wenn Franziska reden könnte, bliebe ihr nichts zu sagen; sie kommt kaum noch zu Atem und hat mit einemmal hochrote Wangen. Nur der kleine Johann vergnügt sich beschaulich auf seine Weise, er kriecht und patscht auf allen vieren in den Schmutzlachen umher und ahnt nicht im geringsten, warum ihn Barbara zuweilen förmlich mit Wonne betrachtet. Das nämlich hat sie sich zum Schluß aufgespart: ein großes Schaff in die Mitte der Stube zu stellen, einen Zuber voll heißen Wassers, und dann, wenn Johann so richtig durch und durch dreckig ist, mit Werg und Seife über ihn herzufallen.

Ein neues, besseres Leben hat angefangen. Die Suppe kocht auf dem Herd, dicke Erbsensuppe und eine Wurst aus dem Sack des Frächters, und wenn jetzt der Totengräber heimkäme, dann wäre das eben recht. Dann könnte ihm Barbara gleich sagen, daß er von nun an des Nachts allein hier unten hausen wird. Sie selbst und die Kinder schlafen in der oberen Kammer.

Aber es ist wahr, Barbara fängt an, hier heimisch zu werden. Später am Nachmittag unternimmt sie mit den Kindern einen Spaziergang vor das Dorf. Sie hat den kleinen Johann niedlich herausgeputzt. Mit seinem frischgewaschenen Kittel und mit dem roten Zopfband als Gürtel um die Mitte ist er wirklich ein hübsches Kind. Nur laufen sollte er können.

Und am Abend geschieht noch etwas Sonderbares. Barbara hat Milchsuppe gekocht. Die Schüssel steht noch auf dem Herdrand, damit sie ein wenig auskühle, da geht plötzlich die Tür auf, und der Totengräber kommt herein. Murmelt etwas

vor sich hin und setzt sich auch an den Tisch, ganz ordentlich, die Hände klemmt er zwischen die Knie, und so wartet er stumm, bis Barbara die Schüssel aufträgt.

Gut, denkt sie gefaßt, wenn sie schon den Leibhaftigen zu Gast haben muß, das Tischgebet wird sie ihm doch nicht ersparen. „Im Namen Gottes, des Vaters!" beginnt sie und schaut den Totengräber bedeutsam an, ob er nun nicht doch lieber mit Rauch und Gestank durch das Fenster rasselt. Aber nein, er hebt nur einmal schnell den Blick, und dann schlägt er auch das Kreuz mit dem Daumen, tatsächlich, er kann es.

Taucht den Löffel ein und ißt mit den Kindern, als sei das schon immer so Brauch gewesen. Zuletzt grunzt er zufrieden, schiebt den Löffel wieder in seinen Stiefelschaft und geht. Ein wenig Milch hängt ihm noch in seinem Bart.

K. H. Waggerl.

Das Gesetz

Erika kniete mit der Frau in den Rübenreihen und schnitt Blätter ab. Feuchte Erde, naßkaltes Blattwerk und ein feiner rieselnder Regen waren die drei Dinge, die Bild und Stimmung dieser Tage ausmachten, dieser letzten Herbsttage, die müde und schwer über der Landschaft lagen.

Die Frau arbeitete mit Eifer. Fest griffen die dürren Finger um das lange Messer, und der verkniffene Mund schien jedes Wort zurückhalten zu wollen, weil es stöhnend gewesen wäre bei der drängenden Eile der Arbeit.

Von Zeit zu Zeit spähte sie über die langen Reihen zum Ende des Feldes, als ob sie heimlich ausrechnete, wie lange es noch dauern würde, bis man die nächste Reihe in Angriff nehmen könnte. Erika mußte gut aufpassen, keine überflüssige Bewegung zu machen, die vielleicht Zeitverlust gewesen wäre und sie zurückgebracht hätte, um ein oder zwei Meter.

Schon Monate tat sie solch ungewohnte Arbeit. Schon Monate lebte sie nun unter diesen Menschen, die immer heimlich das Ende der Reihen abspähten und in unruhiger Eile ihre Arbeit tun mußten, weil sie wußten, daß auch nur ein kleines Verweilen sie zurückbringen konnte für immer.

In der ersten Zeit hatte Erika eine hohe Achtung bekommen vor der Rastlosigkeit, mit der diese Menschen doch um nichts anderes kämpften, als daß einmal ihre Söhne und Enkel ein Stück Boden ihr Eigen nennen durften.

Dann waren langsam, sehr langsam die Dinge hier draußen Erlebnis geworden.

Nun wußte sie, daß das gerade das Größte war und daß es hier und nirgends nur darauf ankommt, daß man äußeren oder inneren Gewinn bei seinem Tun hat, sondern daß es vor allem darauf ankommt, daß Söhne und Enkel auf freiem Boden stehen.

Das war die große Lehre, die Erika bei diesen Menschen begriffen hatte.

Und nun sollte sie morgen aus dieser Arbeit fortgehen. Aus diesem Kreis von Menschen, die durch gleiches Tun und gleiches Erlebnis zusammengeschmiedet waren zu einem wirklichen Kreis, der sich nun wie ein Ring um Gedachtes und Erlebtes legte.

Der feuchte Lehm ließ die Stiefel einsinken, und es machte Mühe, den nächsten und übernächsten Schritt zu tun. Es war Erika, als ob das im Augenblick alles Gleichnis war. So schwer würde sie sich auch nur lösen können von dieser Arbeit, von dieser Erde, die sie zum erstenmal in ihrem Leben richtig gespürt hat. Auf dieser Erde hatte sie an glühenden Sommertagen die Bündel ausgereiften Kornes zusammengerafft, aus dieser Erde hatte sie Staude für Staude der Kartoffeln herausgebuddelt. Und jede Kartoffel war mit dieser feuchten Erde umgeben gewesen, und mit jeder Kartoffel war etwas von dieser Erde an ihren Händen hängengeblieben. An den Händen, die früher so gepflegt aussahen.

Eigentlich konnte Erika jetzt froh sein. Sie kam wieder in ein gutes sorgloses Leben zurück. Sie konnte manchmal sich wieder etwas leisten, verdiente gutes Geld, und vielleicht konnte man auch bald daran denken, zu heiraten. Man brauchte nicht mehr in dem scheußlichen Wetter zu stehen, konnte in einem richtigen Bett schlafen, konnte auch gut angezogen hin und wieder einmal in ein Theater gehen. Es würden andere an ihren Platz kommen und die gleiche Arbeit tun.

Nun, man brauchte ja nicht wieder so achtlos und oberflächlich zu leben, wie man das früher getan hatte. Man würde diese Zeit nicht vergessen, nicht nur äußerlich, auch innerlich nicht, man würde ein anderes Leben leben, und man würde hier mit anpacken und da und dort mithelfen und mitschaffen an dem großen Werk, das man hier zum ersten Male als Pflicht und Notwendigkeit gespürt.

Erika sah scheu die Frau von der Seite an. Ein ganzes Leben lag in dem Gesicht, ein Leben, das nur für andere gelebt worden war. Immer wieder strichen diese Augen über die Reihen der Felder, die so unendlich dalagen, und wo noch so viel Müh und Arbeit war, immer wieder.

In der Siedlung drüben strahlten schon die ersten Lichter auf, und in den Bewegungen der Frau war etwas wie Angst, als ob man heute nicht genug geschafft und sich auf das Morgen nicht verlassen könnte.

Nach einiger Zeit gehen Erika und die Frau über den Feldweg der Siedlung zu. Ein rauhes kurzes „Auf Wiedersehen!" läßt Erika dann plötzlich zum Bewußtsein kommen, daß sie wohl das letztemal über diese Felder gegangen ist. Einen Blick schickt sie zurück auf das weite Feld, auf dem eigentlich noch so viel zu schaffen ist.

An diesem letzten Abend wird Erika von der Führerin gerufen: „Hast du schon einmal darüber nachgedacht, was von dem verlangt wird, der führend in unserer Arbeit steht und zum Mitverantwortlichen wird für das Gelingen unseres Werkes?"

Die sachliche warme Stimme der Führerin klingt sehr ernst. Sie hat es sich sehr lange überlegt, ob sie Erika behalten darf für diese Arbeit, ob nicht doch zu schwer für sie wird, was man dann von ihr fordert. „Wir Führerinnen müssen innerlich bereit sein, um das Gelingen unserer Aufgabe willen einmal für eine Zeit aufzugeben, was wir sonst vom Leben fordern und erwarten. Die Aufgabe, die vor uns liegt, ist unendlich, aber sie muß getan werden, weil die Menschen, die durch unseren Dienst gehen, zu anderen Menschen werden müssen, oder — es wird gar nichts werden von allem. — Willst du dableiben, Erika?"

Erika sieht durch das kleine Fenster in den dunklen Abend hinaus. Alles, was morgen sein kann, steigt vor ihr auf und ist sehr schön und verspricht sehr viel.

Aber mit einemmal ist alles fort, und es ist nichts mehr da, als der große Acker,

der da drüben liegt mit den endlosen Reihen. Er wartet. Die Reihen sind sehr dunkel und sehr lang, und es ist kaum zu übersehen, ob die Arbeit fertig werden wird in einer Zeit, die man abstecken kann in Gedanken.

Aber es liegt über diesem Acker ein Gesetz, und diesem Gesetz gehorcht Erika.

Mädels im Kriegsdienst

Aufzeichnungen einer deutschen Krankenschwester

Wir lieben diese Operationsbaracke. Sie ist klein und quadratisch, hat einen Vorraum, einen Operationsraum, eine Apotheke und einen kleinen Wohnraum. Grete lernt Narkose; der Oberarzt sagt:

„I weiß scho, wo i wen hinstellen tu, di Gret hat direkt a Talent für Narkose."

Wenn Grete narkotisiert, da ist nur Narkose für sie da. Im Raum kann geschehen, was will, sie blickt nicht auf, hört nicht hin. Sie sieht aus wie ein Mensch, der auf einer ganz kleinen Insel steht, und auf dieser Insel sind nur noch der Kopf und der Puls des Patienten, eine Tropfflasche, ein paar Wattebäusche, ein Narkosekorb, ein Zungenspatel und eine Klemme. Alles andere ist nicht mehr da für sie, ist restlos ausgeschaltet. Ihr Gesicht ist beseelt, man kann von ihrem Gesicht ablesen, was Versunkenheit ist, was Dienst am anderen Menschen ist.

*

Am Tage können die Verwundeten nicht über die vom Feinde beschossenen Straßen transportiert werden, in der Dunkelheit kommen sie an. Wir sitzen beim Abendessen, da steht eine Ordonnanz in der Tür, meldet zehn Leicht- und acht Schwerverwundete.

Wir fahren in unsere Mäntel und laufen hinaus. Man hört Kommandorufe, man hört das Geräusch der Sanitätsautomobile vom anderen Flußufer her, Taschenlampen blitzen auf, Laternen wackeln durch die Nacht. Über die Isonzobrücke kommt ein Zug von Feldtragen und humpelnden Gestalten. Die Fenster der Operationsbaracke leuchten plötzlich auf, Licht fällt auf kahle Bäume und Schnee, viel Menschen eilen den Weg zum Hügel hinauf.

Schon vor der Tür hör' ich den Schrei. Was ist das? — Ein Kopfschuß liegt auf der Trage im Vorraum, will sich nicht anfassen lassen, stößt dem Wärter die Beine in den Leib, ist wahnsinnig vor Schmerz, schreit „Hölle" und „Teufel".

Er blickt verwirrt von Grete zu mir, blickt starr auf meine weiße Schürze, hört auf zu schreien, wandert mit dem Blick langsam an mir hinauf, sieht mich an, ich stehe still, blicke ihm in die Augen hinein, denke weiter nichts als das: „Du brauchst keine Angst vor uns zu haben." Er wird ruhig, läßt sich auf den Operationstisch tragen.

Der Oberarzt untersucht: „Schwester Suse, nun müssen S' amal bei 'ner Trepanation assistieren." Ich sehe ihn unschlüssig an, da sagt er weiter:

„Macht nix — der Assistenzarzt is krank. Werden's schon lernen. Ich muß da den Schädelknochen aufmeißeln oder anbohren. Also Knocheninstrumente wie

üblich, den kleinsten Meißel. Die Lührsche Knochenzange halten S' bereit, wann i das Loch gemeißelt hab. Und passen S' mal Obacht — wann's Gehirn austreten sollt —, da drücken S' mit dem Zungenspatel das Gehirn vorsichtig zurück, damit daß i an Spielraum zur Arbeit hab. Und dann Tamponaden — fehlt Ihnen was — nein? Na also. Tamponaden parat halten und mit kleinen Tupfern das Blut wegtupfen, so, daß ich immer den blanken Knochen sehen kann. Weiter is nix. Bei der Nacht, das wissen S' ja. Und Aseptik wie bei a Laparotomie so genau. — Und: wann wir ihn durchbringen wolln, nacha müssen wir alles sehr schnell machen. — Ja? — Also gut, gehn ma's an."

Hände bürsten. Sublimat. Handschuhe an, sterilen Mantel an, Gesichtsmaske aus weißer Gaze vor unsre Gesichter, damit unser Atem nicht an die Wunde kommt. Nur unsere Augen sind unbedeckt.

Wie der Wärter den Verband ganz löst, sehe ich zufällig von meinen Instrumenten auf und dahin. Sehe braunes welliges Haar. Eine ferne Erinnerung steht in mir auf. Ich blicke zum Fenster hinaus und rufe mich innerlich an:

„Wenn du mir jetzt sentimental wirst, hau' ich dir eine 'runter." — Anders kann man hier jetzt nicht sein. Wird irgend etwas sehr schlimm, schreit man sich oder einen andern an.

Also: wir brauchen Skalpell und Schere für den Schnitt. Peans und Ligaturen zum Abbinden der Blutgefäße. Kornzangen zum Halten der Tupfer. Knocheninstrumente, Hammer, flache Meißel, hohle Meißel, Raspatorium. Da sehe ich, daß der Zugführer schlecht rasiert. Man wird einen anderen dazu beordern. Beinah wär' Haar in die Wunde gekommen. Dort fällt es zur Erde, ist dunkelbraun und schön wellig. Genau so, ganz genau so wie meines Bruders Hermann Haar. Ob man ihn auch trepaniert haben mag? Nein — ich will lieber glauben, daß es gleich aus gewesen ist. Sturm, Schuß, vorüber!

Der Ober hat mich erstaunt und etwas ärgerlich angesehen, weil das Messer noch feucht vom Alkohol war. Warum hab' ich's nicht getrocknet? Sauerei! Jetzt wird er gleich den Meißel brauchen. Wie schnell der arbeitet. Gut, gut. Jetzt schlägt er den Schädel auf. Ich hasse diesen Ton. Immer noch nicht daran gewöhnt.

„Schwester?"

„Ja."

„Tupfer."

„Ja."

Es ärgert mich, daß er notwendig hat, mir das zu sagen. Es geht alles um Sekunden. Jetzt aufpassen. Alle Gedanken auf den einen Punkt: der Arzt soll schnell arbeiten können. „Wärter!" — „Schwester?" — „Sterilen Korb näher heranrücken."

Ist noch nicht genug gehämmert? Was sucht er denn jetzt? Ein kleiner Granatsplitter ist doch schon heraus. — Jetzt Raspatorium. Wie er den Knochen bricht! Und die Dura ist doch durch! Das Gehirn dringt hervor.

Hatte er mir nicht gesagt — ich soll das Gehirn? — Ich kann nicht. Warum nicht? Ich weiß nicht. Ich rufe mich innerlich an: Was geht dich denn jetzt dein Bruder Hermann an, der ist doch lange tot — hier aber muß einer gerettet werden — hier ist Arbeit, alles andere ist Dreck — — soo, Zungenspatel nehmen,

Gehirn zurückquetschen, aufpassen, sachte, sachte — mit der linken Hand tupfen — merkwürdig, wie weich der Zungenspatel auf dem Gehirn aufliegt — was das für eine weiche, quellende Masse ist — —

Lieber Gott, laß mich ohnmächtig werden, ich will auf der Erde liegen, ich will nichts wissen, ich will weggetragen werden, ich will schlafen, bis der Krieg aus ist — ohnmächtig will ich werden. —

So ein Unsinn! Wie albern Mädels sind. Wer soll instrumentieren? Ich tupfe ruhig. Ich drücke das Gehirn zurück. Jetzt hat der Ober sondiert: da ist was. Hier die Kornzange. Jetzt packt er damit an und zieht. Er hat den zweiten Granatsplitter. Schmal und sehr lang.

Vor meinen Augen ist ein starkes Flimmern. Ich rufe mir zu: Jetzt ohnmächtig werden ist eine Gemeinheit. Es geht alles sehr gut und ruhig weiter. Meine Hand zittert nicht mehr und ist sicher. Und dann kommt Gaze, sterile Watte — Verband. Verband geht mich nichts mehr an. Ich höre wie durch einen dicken Nebel hindurch die Stimme vom Oberarzt:

„Fehlt Ihnen was?" Dann höre ich gar nichts mehr. Als ich aufwache, liege ich auf dem Feldbett. Grete sitzt neben mir, hat ein Glas Wasser in der Hand. —

Der Kopfschuß lebt, atmet, schläft gut, hat Hunger. Spricht langsam und schwer, aber nicht verworrenes Zeug. Hat Augen, braun und gut wie mein Bruder. Da ist alles in Ordnung. In ein paar Tagen wird er ins Hinterland kommen.

*

Am Abend gehe ich mit den Körben zum Desinfektor. Der ist auf der anderen Seite vom Fluß, bei der Entlausungsbaracke. Ich bin traurig, als ich über die kleine Holzbrücke gehe, ich stehe so da, blicke ins Wasser.

Da sehe ich etwas, es zieht meine Aufmerksamkeit an. Es ist ein flimmernder Schein im dunklen Wasser. Noch einer — und da wieder — Sterne im Isonzo. Ich hebe den Kopf und blicke hinauf — und sehe erst jetzt den großen Himmelsbogen und die hellen Sterne darin.

Merkwürdig ist das — ich fühle es: das Licht der Sterne ist eine Kraft. Ich blicke wieder in das Wasser hinein, aber anders als vorhin, ich spüre Bewegung und Feuchtigkeit, höre das Rauschen und atme den Duft, der vom Wasser kommt, und merke: im Wasser ist eine Kraft. Da sehe ich die mächtigen Silhouetten der Berge und Felsen gegen den nächtlichen Himmel, ich spüre deutlich, wie alles herum und in mir selbst atmet und lebt und sich bewegt und wandelt, und allem zugrunde liegt e i n e unnennbare Kraft.

Am Krn donnern die Dreißig-Fünfer stärker in dieser Nacht, und im Lepinjetal knattert das Maschinengewehr seinen aufregenden Rhythmus und, wenn auch in unserer Messe leider so wenig von dem gesprochen wird, was dort vorn geschieht, so weiß ich es doch vom Trainplatz aus: jetzt stehen da unsere Leute und setzen ihr Leben und ihren gesunden Leib dafür ein, um einen Durchbruch vorzubereiten. Und während bei uns hier der Isonzo noch schmal ist, ist er dort vorn stärker und breiter. Und während wir hier ein paar Minuten Gewehrfeuer zu passieren hatten, gehen die Männer dort vorn täglich und stündlich durch das alles hindurch. Sie beachten es kaum und reden nicht viel davon, sie kämpfen um ihre Heimat und lassen den Kopf nicht hängen. S u s e H o e r n e r - H e i n t z e.

Bereitschaft

Da liegt Hildegard und achtet auf nichts anderes als auf ihre Gedanken. Was aber um sie her vorgeht, das merkt sie nicht. Leicht schüttert der Boden, und ehe sie noch weiß, wie ihr geschieht, bäumt, fast über ihr, ein schlanker Fuchs aufscheuchend empor. Im nächsten Augenblick gleitet ein junger Offizier in Feldgrau vom Pferderücken herab, und als sie sich kaum hochgerappelt hat, steht er stramm, grüßt mit zwei Fingern an der Mütze: „Verzeihen Sie, daß mein Gaul so unhöflich war, vor Ihnen zu scheuen!" Beide lachen hell und lustig und sind sofort gute Freunde.

Am selben Nachmittag gehen Heinrich Garder und Hildegard Besser nach Tiefurt. Auf der Kegelbrücke bleiben sie stehen und blicken in das Wasser der Ilm, das mit leichtem Rauschen über Stufen rinnt.

Heinrich bückt sich: „Bucheckern! Ißt du die auch so gern, Hildegard?" — „Und ob!" Da lassen sie sich los und sammeln Vorrat in seine Taschen. „Von denen nehme ich mit hinaus, du!" Sie erschrickt: „Mußt du so schnell fort — nach — draußen?" Er steht still, nimmt behutsam ihre Mütze ab und streichelt ihr gut über das Haar: „Nicht bald. Noch sechs Tage." — „Nur sechs Tage — keine Woche!" Aber er wirft den Kopf mit bezwingender Gebärde zurück: „Aus diesen sechs Tagen eine Spanne Zeit zu gestalten, die den Schöpfer preist, liegt an uns!" Sie gehen weiter, und ihre Schritte sind leicht — trotzdem. — —

*

Und dann steht Hildegard am Zug vor Heinrichs Abteil. Sie ist sehr blaß. Sein Gesicht aber leuchtet ihr alterlos aus seltsamer Ferne, obwohl sie sich noch bei heißen Händen halten und ihre Augen ineinander brennen — —

Der Gang zum Bahnhof war Schreiten in gleichem Rhythmus, und Hildegard hatte hellsichtig gewußt: Nie wieder — — Um ihn aber ist keine Trauer gewesen — —

Und nun fängt der Zug an zu rollen. Als Hildegard es begreift nach einem Augenblick der Ratlosigkeit, beginnt sie, neben ihm herzulaufen. Es ist keine Haltlosigkeit in dem Tun, sie gehorcht nur innerem Zwange bedenkenlos, wissend um die Sicherheit ihres jungen Körpers. Und Heinrich neigt sich weit heraus. Sein Gesicht erlöst sich aus der seltsamen Ferne, noch einmal werden alle weichen Lichter in seinen Augen entfacht, noch einmal erwacht alle Jugend um seinen Mund. Und dieser Mund spricht mit dem Klange heller Güte: „Auf Wiedersehen, mein Mädchen!" Sie faßt zum letztenmal seine Hand, diese Hand der Geborgenheit —

Dann eilt sie dem langsam anfahrenden Zuge voraus und bleibt stehen, aufgereckt. Heinrich an seinem Fenster hat die gleiche gebändigte und dennoch wunderbar selbstvergessene Haltung — — So tauschen sie den letzten Schwur — —

Als Hildegard zur Gegenwart findet, sieht sie viele Frauen stumm gleich ihr den Bahnsteig verlassen. Die schmale Frau, die neben ihr geht, ist in Schwarz gekleidet. In einem Strom von Liebe und Schmerz denkt sie hilflos: Schwestern! Schwestern — wir sollten alle umeinander wissen, wir sollten alle gemeinsam

tragen — — Sie senkt das Haupt, da plötzlich ehrfürchtige Worte Heinrichs in ihr aufklingen — wann — wann war es doch, daß er sie sprach? — „Es gibt unsichtbare Kronen — —"

*

Noch einige Stunden, dann wird der Zug sie nordwärts tragen, und morgen abend wird sie in Lubin bei Ingrid sein, bei Ingrid, Jutta und Hansi. Von Jutta und Hansi will sie Bilder an Heinrich schicken.

Jetzt wird dies ihr Leben sein: Die Schwester, deren zwei Kinder und das große Gut. Ingrid hat es schwer, denn der Herr des Gutes ist draußen. Weiß Ingrid wohl von „Draußen"? Hildegard ist beschämt: Daß ich erst jetzt ermesse, was es bedeuten muß, seinen Mann schon zwei Jahre lang im Felde zu haben — — Es wird nun alles gut sein und reich zwischen ihr und der älteren Schwester — das wird es gewiß! Und für einen Augenblick ist es heller in Hildegard. Von Ingrid muß Heinrich auch ein Bild haben, denn er hat gesagt: „Ich will mitten in deinem Leben stehen —"

Hildegard lebt auf Lubin bei ihrer Schwester Ingrid und ist froh, nicht mehr zum Studium in Berlin zu sein. Die Aufgaben, die sie hier ausfüllen, sind nah und lebendig. Ihr Kunsthandwerk gebraucht sie nur, wenn es beansprucht wird, sonst hat sie keine Zeit dazu.

Ingrid und Hildegard teilen sich in die Arbeit. Ingrid hat den Außenbezirk, Feld, Wald und alles Geschäftliche, Hildegard den Innenbezirk, Haus, Wirtschaftsgebäude, Ställe und die Kinder, sofern sie nicht mit Ingrid auf das Feld oder zur nahen Stadt fahren. Die beiden Schwestern arbeiten Hand in Hand voll guter Kameradschaft. Da sie auf dem Lande groß geworden sind, haben sie bald den Überblick bekommen, der jetzt von ihnen verlangt wird. Und was Hildegard nicht weiß, bringt Ingrid ihr bald bei. So helfen die beiden einander, während Vater und Mutter mit Tante Lotte zusammen auf dem elterlichen Gut wirtschaften. Dort wird mehr gestöhnt als bei den Jungen, und auch mehr geredet. Darum sind die Schwestern immer froh, wenn sie sich nach einem Besuch bei ihren Eltern auf dem Rückweg befinden. Sie gestehen es einander nicht ein — nein, das tun sie nicht — aber nach der Heimkehr wird das karge Abendbrot ein wenig länger als gewöhnlich ausgedehnt.

Um zwei Uhr treffen sich die Schwestern jeden Tag in der Küche oder vor dem Hause, weil zu dieser Zeit der Briefbote kommt. Als er Hildegard den ersten Brief von Heinrich reichte, hat Ingrid die junge Schwester fragend angesehen. Sie ist rot geworden und hat nichts sagen können — nichts — — Und Ingrid hat bis heute nicht gefragt. Holt sie aber einmal die Postsachen früher ab, so geht sie gleich zu Hildegard, bringt ihr einen Brief oder sagt: „Es war heut' nichts da für dich."

An den Tagen aber, an welchen kein Brief von Heinrich kommt, liest Hildegard abends in den schon empfangenen. Einzelne Stellen sucht sie immer wieder — sie geben Kraft.

*

In der kleinen Kreisstadt ist heute ein Kirchenkonzert.

Jetzt fahren die beiden Schwestern unter den winterlich funkelnden Sternen dahin. Dünner Schnee verbreitet Helle über das weite Land. Ingrid freut sich

auf die Musik. Mit eiserner Energie hält sie daran fest, wenigstens eine halbe Stunde täglich Klavier zu üben. Sie tut es um ihres Mannes willen. Bei seinem ersten und einzigen Urlaub liebte er es, am Abend ihr Spiel zu hören.

Die Schwestern sitzen unten in dem hohen Mittelschiff. Es ist eine gotische Kirche, sehr rein im Stil, sehr strebend und von heiliger Nüchternheit. Mehrere Bankreihen sind mit Verwundeten aus dem Lazarett besetzt. Hildegard kann den Blick kaum von ihnen abwenden.

Zart, leise, schmerzlich setzt das Requiem ein: „Selig sind, die da Leid tragen — —" Der zweite Satz rauscht auf, fast drohend, mächtig, voll Kraft und hartem Rhythmus: „Denn alles Fleisch ist wie Gras — —" Die brausenden Register sind gezogen — — Und der Sturm verebbt: „So seid nun geduldig, lieben Brüder —" Plötzlich aber bricht Jubel ein, gehalten noch und wieder rückkehrend zum Ernst des Anfangs.

Ja, an manchen Stellen gibt die Musik nur an, etwa wie eine Sängerin beim ersten Durchgehen einer Partitur. Aber alle hören das Darüberhinaus — alle lauschen, sind eine große, stumme Einheit. Wie eine Gnade kommt die Musik über sie, umhüllt sie, trägt sie hoch empor über alles Zeitliche — segnet sie — —

Frauen in Schwarz sind erhoben über den eigenen Schmerz und werfen ihre Seelen der Ewigkeit hin — — Feldgraue vergessen, vergessen — — Reifen, um Herzen geschmiedet von dem Hämmern furchtbaren Geschehens, springen entzwei — —

In Hildegard wird das Wort Heinrichs „Sind wir nicht außer uns" ganz Wahrheit und Leben. — —

Der Wagen rattert auf dem holprigen Pflaster der kleinen Stadt.

Hildegard lauscht in sich hinein, und nun berühren sie mehr die Worte, ihr machtvoll frommer Sinn:

Wir werden nicht alle entschlafen,
wir werden aber alle verwandelt werden.

Und sie erlebt nochmals die eine furchtbare Sekunde dieses Abends, da sie meinte, Geschützdonner breche hinein in die Musik und ein grausiges, nie gesehenes Bild vor ihrer Seele stand: Öde, zerrissene Erde, zerrissene Leiber und zuckende Flammenkraft am fernen Horizont. Aber auch dieses Bild nahm die Musik, die gewaltige, in sich auf, und das Entsetzen starb — — Selig sind die Toten — —

„Schwester", bittet Hildegard stockend, „Schwester, wenn ich schwach bin — einmal — später — erinnere mich an diese Nacht — erinnere mich —" Hildegard spricht so leise, daß Ingrid sie kaum versteht, aber sie kennt ja die Worte, die letzten des Deutschen Requiems. — — „Erinnere mich — daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach — —"

*

Frühlingsblank und schillernd sitzt ein Star auf dem Anflugsstab seines noch unbewohnten Häuschens, an der großen Linde vor Hildegards Fenster. Er sitzt da und schwätzt, pfeift und schnarrt, zwitschert und lockt. Er ist glücklich hingegeben an die eigene Musik, die er kritiklos, jedoch voller Einfälle hervorbringt. Was schert seine gute Laune die frierende Welt um ihn? Er, der eben Zugereiste, be-

nimmt sich, als sei alles Eis schon fortgetaut und als wäre der Himmel blau und nicht mit schweren grauen Wolken verhangen, aus denen selten und feierlich ganz große Schneeflocken zur Erde schweben. Die Flügel läßt der Star, dieser kleine selige Narr, vibrierend hinabfallen, den Schwanz aber spreizt er und schlägt ihn im Rad nach oben, und sein Schnabel, ja, der ist wahrhaftig auch schon zitronenfaltergelb. —

Hildegard schaut müde zu ihm hin. Zwar sind nicht alle Töne des Sängers durch die geschlossenen Fenster zu hören, aber seine rastlose kleine Kehle zeigt, wie er sich müht. Eigentlich will Hildegard nun, da die Kinder endlich Mittagsruhe halten, an Heinrich schreiben. Sonst wußte sie stets so vieles, das sie mit ihm teilen möchte, nie reichte ihr die Zeit, aber seit zwei Wochen sind die Briefe eine schwere Aufgabe geworden. Denn sie will nicht schreiben: Hier ist alles an Grippe krank. Ingrid liegt mit hohem Fieber. Ein Mädchen, das Lungenentzündung hat, muß alle zwei Stunden einen neuen Wickel bekommen, auch nachts. Wir andern schlucken Aspirin und pflegen die noch Kränkeren. Sie will nicht schreiben: Wenn ich alle zwei Stunden zur Pflege der Kranken mich wecken lasse, dann träume ich, solange der Wecker rasselt, furchtbare Dinge — — dann träume ich vom Felde, von euch — — Und wenn Ingrid nachts ruft, schrecke ich auf und glaube, es sei Deine Stimme gewesen in großer Not. Sie kann nicht schreiben: Liebster, komm nur eine Stunde zu mir und gib mir Kraft — nur eine halbe Stunde — nur wenige Minuten — — Sie kann nicht schreiben: Liebster, laß mich nicht allein, Liebster, Du bist die Geborgenheit und Ruhe, und alle Gegenwart und Zukunft — Liebster — —

Und weil sie das alles nicht schreiben kann, so greift sie zu kleinen Listen. Gestern, als sie über den Kirchhof zum Dorfe ging, um nach einer kranken Frau zu sehen, entdeckte sie die ersten kleinen blauen Leberblümchen unter der sonnenzugewandten Fliederhecke. Die hat sie auf dem Nachhauseweg gepflückt und von ihnen ein zierliches Sträußchen auf einen Briefbogen geklebt und einige Worte der Zärtlichkeit hinzugefügt. — — „Sie blühen in diesem Jahr nur für Dich und von Rechts wegen gehörten alle Blumen Dir.“ — — Wie groß war seine Freude über die ersten Schneeglöckchen gewesen. Und die ersten Veilchen waren ihm auch versprochen, aber er hatte geantwortet: „Mit Veilchen werde ich Dir wohl zuvorkommen!“

In der Diele findet Hildegard einen Brief von Heinrich. Er schreibt: „Es ist gut zu wissen, daß Du voll Kraft bist. Es ist gut, an Dich zu denken. Du wirst auch, wenn es denn sein soll, ohne mich zu leben wissen. Und es kommt über mich, Liebste, daß ich Dir Kinder wünsche, Söhne. Du würdest sie erziehen zu dem, was alle sein sollten. Darf ich es schreiben? Jene aber, die unsere Kinder sein könnten, jene werden uns ähnlich sein und wir werden leben in ihnen!

Gute Nacht, meine ferne, nahe Kraft!“

Stille, eine große Stille zieht in Hildegards Seele. Und sie denkt mit einem Mute, der schmerzt: Für jene aber, die kommen, müssen wir bereit sein — auch, wenn sie nicht unsere Kinder sind — —

*

Dann ist das Frühjahr da mit endlosen Wochen des Wartens auf Nachricht. Hildegard hat es aufgegeben, der Postbotin — dies Amt versieht jetzt eine Frau — wie in der ersten brieflosen Zeit entgegenzugehen. Und sie hat es auch aufgegeben, an Heinrich zu schreiben — —

Zurückgekommen sind ihre Briefe an ihn nicht, seltsamerweise. Aber das ist ja von so viel Zufälligkeiten abhängig und wäre nicht einmal ein sicheres Zeichen. Wenigstens in der Nachbarschaft, bei Drews, waren Briefe an den jüngsten Sohn Johst zurückgekommen mit dem Vermerk: „Gefallen!" Und nun wissen die Eltern schon lange, daß er in englische Gefangenschaft geriet. Es gibt kein sicheres Zeichen, es gibt nur Fragen. Und die Nachricht vom Regiment, die zuverlässige, die würde sie nie bekommen. Wer wußte von ihr, außer Heinrich selbst? Niemand!

So schwer ist dies Warten, dies Nichtwissen um das „Wie". Hildegard hat bisher nicht geahnt, wieviel Qual es bedeutet: Warten. Nichts ist in die eigene Hand gegeben — keine Geduld und kein Zorn, keine Hoffnung und keine Verzweiflung können dies Warten beeinflussen. Machtlos ist man und kann nur die Gedanken, die unablässig um das „Wie" kreisen, zügeln. Denn wer sich ihnen hingibt, ist verloren. Das aber darf nicht sein! Dafür sterben sie draußen nicht, daß Frauen der Heimat zerbrechen an ihrem Sterben. Das weiß Hildegard.

Manchmal setzt sie sich dennoch an ihren Tisch und beginnt einen Brief: „Liebster, ich weiß nicht — —" Weiß nicht? Und sie bricht ab. Sie weiß ja — Heinrichs Augen — sie weiß — —

So sind die Tage. — Ja, am Tage lächelt Hildegard und vermag auch zu lachen bei der Arbeit und mit den Kindern — am Tage. — — Die Versuchung der Nacht aber ist nicht Klage oder Weinen, die Versuchung der Nacht ist: Zwingen wollen durch Gebete und Gedanken — zwingen wollen für sich. Gebete haben Kräfte und Gedanken auch. — — Er muß leben! Hörst du, Gott, er muß! Du kannst es! Ja, wenn ich nur glaubte. — — So ihr Glauben habt wie ein Senfkorn. — — Aber auch dieser Versuchung widersteht Hildegard. Das war die schwerste. Und danach sind ihre Gebete: Friede ihm, Dank ihm und — Dein Wille, Herr!

Und als endlich die Botschaft an Hildegard eintrifft mit dem Satz nach einer guten unbeholfenen Einleitung: „Der Herr Leutnant ist gefallen, gerade als die Sonne aufging. Es waren mehrere Schüsse, und er hat nicht leiden brauchen", — als dieser Brief kam, da war schon das Schwerste überwunden. Nur ihr Kampf war bestätigt. Worte können nicht mehr sagen als Wissen — aber daß gerade die Sonne aufging, das ist schön — —

*

Der Frühling blüht sich zu immer größerer Kraft empor, und das tut weh. Die Lieder der Vögel, die Inbrunst des Sprossens, der helle Schrei des Käuzchens und der grenzenlose Duft. — — Das ist kaum zu ertragen, und man kann dem nicht entfliehen.

Dann aber offenbart es sich Hildegard in einer Nacht, da sie fast irr wird durch den Frühling und seine jubelnde Verheißung — es offenbart sich ihr: Der Herbst, der trunkene, totbereite, der voll Fülle war, Herbheit und Kraft, der Herbst, er ist Vorbereiter gewesen dieses Frühlings! Heinrichs Worte sind es, die in ihr aufstanden: „Der Frühling ist schon beschlossen im Herbst!"

Und draußen — draußen! — sind noch immer Tausende, viele Tausende. Sie kämpfen, bluten, fallen — für uns — damit Frühling blühe, fruchtverheißend und ungestört in dem bedrohten Reiche. Wir werden euer Vermächtnis tragen! Das ist Berufung. Und Hildegard spricht laut in die Unruhe dieser hellen Frühlingsnacht, die mit ihren Tönen und Duft durch das geöffnete Fenster dringt: „Ja — Heinrich — ja!"

Irmgard von Maltzahn.

Die Magd

Als die Sonne eine Hand hoch über dem Gebirge stand, kam ein junges Weib über die Hochwiesen gegen den Hof. Dunkel ragte ihr Körper gegen den glasigen Himmel, auf der rechten Hüfte saß ein Kind und schlief in der Beuge ihres Armes.

Hinter ihnen lief der Wind her. Er zerrte an den Röcken der Schreitenden, die tauschwer um die bloßen Füße schlugen, an dem dunklen Haar, das sie immer wieder mit dem Handrücken zurückstrich. Als sie den Hof erblickte, blieb sie stehen. Der Wind sprang sie hart an und blähte ihre Röcke, so daß man das rote Futter sah, er weckte das Kind, das schlaftrunken den Kopf an die Frau lehnte.

Die Augen der Frau gingen prüfend über die Hänge. Steingrün stand noch das Korn und wie unvergilbtes Schilf der Hafer auf den Berglehnen weitab vom Hof, von unten sandten die weiten Wiesen ihre Dünste herauf, im Talgrund aber schatteten verstreute Lärchen, die sich hinter den Viehweiden zum Wald zusammenschlossen. Eingebettet in die Taltiefe lag winzig klein das Dorf. Als die Frau ihren Blick hinuntersandte, grub sich eine steile Falte in ihre Stirne.

Langsam ging sie weiter. Sie schaute nach dem Krautacker, der hinter dem Hofe lag. Beim Näherkommen sah sie das Jat darinnen stehen so hoch wie das Kraut, und die Kartoffeln im benachbarten Feld waren noch nicht gehäufelt, obwohl es hoch an der Zeit war.

Beim Hofgatter ließ sie die Kette vom Haken gleiten, trat ein und schloß sorgsam wieder hinter sich zu.

Der Hund schlug an; gellend ging der Ton über den Hof — niemand kam. Die Frau ging langsam am Hund vorbei; er bellte besessen und schnappte nach ihren nackten Füßen. Dann lief er an den leeren Holznapf und setzte sich winselnd daneben. Die Frau ging zum fließenden Brunnen, kam mit dem vollgeschöpften Sechter zurück und füllte den Napf mit Wasser. Dann trat sie in die Türe.

Vom Bett aus konnte die Bäuerin die junge Frau in der Tür sehen. Inmitten der Sonne stand sie mit dem Kind, stark und hochgewachsen. Ihre kräftigen Arme legte sie jetzt schützend vor den Mund, denn vom offenen Herd zog dicker Rauch. Das Kind hustete — es war endgültig wach und kämpfte mit den Tüchern, um die Freiheit zu bekommen. Die Frau half ihm und stellte es auf den Boden. Da stand es unsicher mit den bloßen Füßen auf der Steinplatte, die als Stufe diente. Es war rosig und stämmig — der Bäuerin pochte das Herz.

Die Fremde hatte noch immer nicht in der rauchigen, dämmernden Stube die Liegende gesehen. Sie war ein wenig verwirrt, als sie die leise Stimme hörte, die

sie eintreten hieß. Sie ging durch den Rauch und kam durch die offenstehende zweite Tür in die Kammer. Da sah sie die sieche Bäuerin mit den kraftlosen Gliedern liegen.

Zwischen den zwei Frauen lag ein Sonnenbalken. Er brach durch das kleine Fenster mit dem schmiedeeisernen Gestänge, ließ den Fensterstock mit den gemusterten Vorhängen rot dämmern, stach an dem Bett vorbei in die Stube und malte auf den tannenen Boden ein schwarzes Kreuz.

Die Frau vor dem Bett erschrak. Sie bot der Kranken den Gruß.

Woher sie komme?

„Aus dem Dorf — habt's ein Bleiben für mich, Bäuerin?" Man merkte der Rede das oft Gesagte an.

Nach einer Weile: — schon, — Arbeit gäb' es, viel Arbeit, aber keine wolle bleiben, es sei einsam heroben und ohne Wärme.

Die Stimme schwieg, dann holte sie flach Atem. — Und es sei uneben, jemanden wieder gehen zu sehen. Denn der Hof brauche eine schaffende Frau. Der Bauer sei einsilbig. Auch der Knecht sei nicht viel anders und die alte Dirn.

Nach einer Weile kam die Stimme wieder, wie von weit her: — Bei wem sie gedient hätte?

„Beim Grogher."

Und vorher?

„In Thorstein beim Kornreuther, und davor beim Lehrer, und früher beim Grubinger."

Die Höfe lagen weit voneinander entfernt, einer tief im Graben, dann der eine auf der Sonnenseite, der andere auf der Schattenseite, kreuz und quer mußte die Fremde gewandert sein.

Ihre Worte klangen gleichmütig in der Stube, sie schaute auf die welken Blumen im Stubenfenster. Dann trat sie wortlos zum Stubenofen, nahm aus dem Gestänge den kupfernen Schöpfer, hob Wasser aus dem Schaff und gab den Pelargonien, dem Rosmarin und den Petunien eine Gabe Wasser.

Da sagte die Bäuerin, sie solle dableiben.

Die neue Magd trug das Kind vors Haus, dann kehrte sie zurück und bettete die Frau um. Es war schwer, die Last zu heben, schwerer noch, das Erbarmen zu verhüllen.

Sie griff zu. Die Küche rieb sie aus und dann die Kammer, während draußen schon die Mahlzeit über den brennenden Holzscheitern stand. Dann holte sie Nesseln, die mannshoch hinter dem Stall wuchsen, und rieb die kleinen Scheiben blank. Sie öffnete die Fenster. Zart kam der schwirrende Ton der Heuschrecken und der süße schwere Duft des Klees in die Stube.

Ein Kuckuck rief — zehnmal, fünfzehnmal — es war, als ob das Bett mit der kranken Frau inmitten der Wiese stünde. Sie holte mit Vorsicht tief Atem.

Mittags kam Balser, der Bauer. Er traf die Magd, als sie im Schaff die schaumige Milch aus dem Stall trug. Der windschiefe Apfelbaum zeichnete seine Schatten auf ihre bloßen Arme und das verschlossene Gesicht.

Der Bauer ließ sie vorangehen. Er fragte:

„Wo kommst du her?"

Er wunderte sich, wie sie die Last leicht und unbeschadet durch die niedrige Tür brachte.

„Die Bäuerin hat mich eingestellt."

Im Schwung hob sie drinnen das Schaff vom Kopf und leerte es in den Aufsatz der Zentrifuge — dann rief sie nach dem Kind, das aus dem Hühnerstall kollerte.

Als sie das Mahl auf den Tisch brachte, saß der Bauer neben der Frau am Bett. Er hielt ihre Hand. Vom Dorf kam das Läuten herauf. Der Knecht und die Dirn kehrten jetzt von der Hube zurück, wohin sie das Jungvieh gebracht hatten. Sie staunten ein wenig.

Der Bauer saß breit hinter dem Tisch und holte nach dem Kreuzzeichen den ersten Löffel Suppe aus der tiefen Schüssel. Die Magd hatte der Frau sorgsam einen dicken Polster hinter den Rücken geschoben und löffelte ihr kleinweis die Suppe ein. Langsam ging es; die am Tisch waren satt, als die Frau die halbgeleerte Schüssel zurückwies. Der Knecht ging an seine Arbeit in den Stall, die Dirn in den Garten. Nur der Bauer saß noch am Tisch, als die Magd nach dem Löffel griff.

Wie sie denn heiße?

„Maria."

Dann sprach der Bauer: zur rechten Zeit sei sie gekommen. Die Mahd brauche Kräfte und auch der Schnitt. Die Bäuerin müsse sie ersetzen im Stall und im Haus.

Maria war aufgestanden, sie tat das Eßtuch zusammen, dann legte sie es in die Tischlade. Sie schaute nach der Bäuerin, die nickte ihr zu.

„Ihr könnt mich rufen zu jeder Arbeit, ich tu's gern, es ist gut heroben sein."

— — —

Es war Abend geworden, und das Gesinde saß nach dem Nachtmahl um den Bauern. Maria hatte das Kind auf die Ofenbank gebettet. Es lag still und hatte den Daumen im Mund.

Es muß das Wandern gewohnt sein, dachte der Bauer. — Einmal hier und die nächste Nacht dort. — Er saß mit aufgestützten Armen. Abend für Abend war es so, nach der schweren Arbeit das schwere Schweigen, seit Wochen so, seit Monaten und Jahren. Kein fremder Mensch und kein junger kam auf den Hof. Und heute war eine da — es würde wohl so sein, daß sie zwei Tage bliebe, oder drei, oder vier. Dann würde sie Arbeit in der Nähe des Dorfes finden, die Maria.

Er warf einen kurzen Blick auf Maria, sie stand neben dem Kind und hatte seine Hand gefaßt. Dann saßen sie zu viert um den Tisch. Der Bauer wendete sich zum Knecht:

Wenn er morgen hinunterführe ins Dorf, müsse er den Sack Korn mit auf die Mühle nehmen. Und das und jenes werde benötigt, er solle es aus dem Dorf mitbringen. Sonst führe der Wagen völlig leer.

„Könnt' er wohl meinen Kasten mitbringen von drunten?" fragte Maria.

„Willst es nicht noch abwarten, ob's dir heroben paßt?" meinte Balser dagegen.

„Es paßt schon", sagte Maria.

Dann gingen alle zur Ruhe.

— — —

Maria ist zufrieden auf dem Hof. Sie versorgt die Kranke. Bald hat sie es erkannt: besser kann es nicht werden mit der Frau. Bäder haben nichts genützt, in die sie stärkende Kräuter gelegt hat, auch die Salben haben nichts geholfen. Maria ist der Kranken zugetan, und sie sagt sich, wenn die Frau nicht wäre, bliebe sie nicht da.

Einmal hatte die Frau mühsam zu sprechen angehoben:

„Ich muß dir danken, daß du da bist. Ich schau dich mit deinem Kind an, und es wird mir leichter." Und nach einer Weile erschöpft: „Geh du mir nicht fort, wie es auch kommt."

Dann schweigt sie, während Maria ihre Schläfen mit Holzessig wäscht. Von da an ist die Frau noch stiller. Es ist, als ob sie alles zu Sagende gesagt hätte.

Hans Leifhelm.

Meine Mutter

Ihr müßt euch jetzt mit sehr lieblichen und herzlichen Gedanken anfüllen, wie man sie vor einem Reh hat, das am Waldrande grast, denn ich erzähle euch von der Mutter.

Konrad hatte das Glück, eine Mutter zu haben. Wenn alle Frauen wüßten, wie wohl es Konrad bei ihr war, sie wollte weiter nichts als Mutter sein. Denn Mutter sein, heißt kleine Atemzüge hören und leichte Herzschläge, scharfäugig werden wie ein Tier des Waldes für alle Gefahren, mutig sein im stillen wie kein lauter Mann in Waffen, schaffen mit allem Blut, das einem gegeben ist, über sich hinauswachsen in allen Fähigkeiten des Wachens, Hungerns, Liebens und Handelns, vor allem aber sorgen. Mutter sein heißt in Sorgen glücklich sein. Eine Mutter ist mehr als ein Vater. Ein Vater wendet sich nach außen, in den Alltag hinein, in den Wirbel des Stromes, und wenn er nach Hause kommt, so hat er am Kinde ein Spielzeug, das ihn erfrischt, oder einen willkommenen Gegenstand der Erziehung, oder ein Gefäß für die eigenen Ideen, ein lebendiges Buch, in das er hineinschreibt, aber immer einen Ring, mit dem er funkeln kann, oder ein Spieglein, das sonnenfuchtelt zu seinem Stolze. Eine Mutter aber wendet sich nach innen; ihr Herz ist der Wirbel selber, und sie hat den Strom in sich. Das Kind ist ihr mehr als sie selbst, ein kleiner König, vor dem sie sich beugt, und den sie nährt mit der Wärme ihres Herzens. Das Kind macht die Frau zum vollkommenen Menschen.

Die heilige Mutter Bärbele barg ihre Liebe, die sie wohl gern versprengt hätte, ganz still in sich. Es ist nicht gut, wenn Kinder es tagtäglich auffällig an ihrem Leibe erfahren, sie müssen es still in sich wissen, ohne Worte und Gedanken. Es geht ein heimlicher Strom zwischen Mutter und Kind, drauf schwimmen stündlich Schifflein auf und ab, beladen mit köstlichen Gütern, wie Lächeln, Zunicken, übers Haar streichen, Hosenflicken, Blumenbringen, Füttern, Fragen und Antwort.

Frau Bärbele ließ viele Schiffe voll Gold den Strom hinunter zu Konrad, der lud sie ab, nahm Sand, Erde, Gras, Tau, Vogelsang und ließ das Schiff damit wieder stromauf. So wurden sie Kameraden, die alles miteinander teilten, was

sie hatten und wußten, und sich aneinander heraufzogen wie die Rosen am Haus, zu dessen Fenster die Urahne und der Großvater herausnickten.

Das Kind gehörte der Mutter so innig wie eine Knospe dem Apfelbaum, und wenn es auch zum Vater eine Zutraulichkeit hegte, die mit scheuem Respekt untermischt war, eins war es bloß mit der Mutter. Das scheint mir weiter nicht wunderlich. Es könnte ja einem einfallen zu fragen: wer von euch beiden hat eigentlich damals das Büblein in seinem Leibe getragen, da es so klein war wie ein Grundelfischlein; wer hat es mit seinem guten Blute genährt und mit goldenen Gedanken eingesponnen, bis es so groß war wie ein Däumling und in einer hohlen Hand gerade Platz gehabt hätte? Wer hat es still in sich wachsen lassen, Beschwerden und Herzklopfen getragen und auf die Zähne gebissen um das Spätzlein, daß es munter und mächtig wurde wie ein junger Hase, und wer hat es endlich zu einem Menschlein werden lassen, so gestalt, daß es zwei braune Augen am Kopfe hatte, ein wahrhaftiges Stulpnäschen, einen roten Mund und ein rundes Kinn, das vom Kopf ein richtiger Hals herüberleitete zu Brust, Bäuchlein und Drum und Dran? Und wer hat die Arme und Beine drangesetzt? Im Munde war ein Zünglein, an den Fingern Nägel, alles war beisammen, sauber und appetitlich, nichts vergessen, und das Ganze war nicht größer als des Vaters Kopf. Wer hat dann schließlich, als das Kerlchen lichthunrig wurde und an die Pforte klopfte, leise, bescheiden, dann wild und ungebärdig, ihm ein Tor geöffnet und hat ein schmerzhaftes Wunder an sich geschehen lassen? War es der Vater oder war es die Mutter? Ich weiß den Tag noch gut. Der Vater erwachte am grauenden Morgen und hatte Zahnschmerzen, von denen er öfter heimgesucht war; er wälzte sich im Bette hin und her, besann sich auf ein Mittel, stöhnte und wollte aufstehen, um heiße Kamillenumschläge zu machen. Inzwischen war die Frau, wie es ihre Art war, still gelegen und hatte gehorcht, heraus und in sich hinein, zuweilen auch heimlich das Gesicht ein wenig verzogen oder die Finger gekrümmt. Als der Vater sich nun aus den Federn machte, sah ihn die Frau mit glänzenden Augen an und sagte: „Jakob, lauf hinüber zur Christin'; es ist Zeit."

Die Christin' half, so gut sie konnte. Das Bärbele war eine große, hochgewachsene Frau von starken Lenden, die nicht gleich umweifelte, wenn man sie anstieß; aber das muß ich sagen, der Knirps, der jetzt an ihr herumhämmerte und mit dem Kopf durch die Wand wollte, wie's ihm von Großvätern her im Blute lag, war ihr gewachsen und half ihr auf seine Weise; nicht eben zart, und mit solch einer eigenwilligen Lebenslust, daß sie insgeheim einen kleinen, stolzen Schreck bekam. Als ein schreiender Zornickel mit krebsrotem Kopf kam Konrad zur Welt.

Da lag nun die Frau, erschöpft und verwundet, aber siegreich wie ein tapferer Soldat nach der Schlacht, und der Glanz ihrer Augen war so, daß die Engel im Himmel sangen. Ihr Gesicht war hold und schmal geworden in der Ermattung, aber da sie den Buben neben sich liegen sah, schien ihr das Leben sehr glücklich und sehr leicht, alle Berge schienen ihr klein, und sie küßte in Gedanken ihre Schmerzen, damit sie ihr Büblein erkauft hatte. Ihr dämmerte es auf, daß es kein größeres Glück auf Erden gibt, als um sein eigen Blut ein neues schaffen; ein zartes Kunstwerk lag ihr in den Kissen.

Und wenn man nun den Vater fragen wollte: Was hast du eigentlich bei der

Sache getan, als dein Sohn zur Welt kam — er würde nichts anderes sagen können als ehrlich und bescheiden: dabeigestanden. Und wenn er ein nachdenklicher Mann ist wie in unserem Falle, so würde er dazusetzen: „Aber ich habe von meiner Frau gesehen, wie man's macht, und will mir auch den Buben erkaufen. Mein Weizen blüht schon noch einmal. Jetzt gehört es ihr, das seh' ich ein; soviel wie sie kann ich nie an ihm tun. Aber später will ich mich bei ihm einkaufen mit allerhand Dingen, daß er zu einem Stücklein zu mir kommt. Die Mutter hat ein gut Teil an ihm getan. Aber ich habe noch nichts an ihm getan, daß er mir zuspringt wie ihr und eine Liebe zu mir faßt. Ich habe kein Herzklopfen noch Beschwer, noch Schmerzen um ihn gehabt, habe ihn nicht geboren und nicht getragen; ich kann bloß um sie und ihn herumgehen und zugucken, wenn sie ihn an der Brust hat. Man muß sich alle Dinge auf Erden erwerben mit seinem Herzblut, und ich sehe wohl, es ist umgekehrt, als ich vordem gemeint habe: man muß seiner Kinder wert sein und sie sich täglich verdienen, wenn sie einem gehören sollen; und es fehlt in der Bibel ein Sprüchlein, das hätte heißen sollen: Ehret Sohn und Tochter, auf daß ihr lange lebet und es euch wohlergehe in dem Lande eurer Kinder."

Ludwig Finckh.

Auf Marienhoff

Die Mutter sagte gern zur Frau des Dorfgeistlichen, ihrer vertrauten Freundin: „Im Himmel sein, das kann ich mir nicht anders denken, als mit einem kleinen Kind an der Brust!" Und die Freundin, der mit gleicher Stetigkeit ein Menschenknösplein entweder unterm Herzen oder am Busen zu wachsen pflegte, mochte ihr heimlich recht geben, wenn diese Auffassung vom Jenseits auch nicht in allen Teilen der des seelsorgerischen Gemahls entsprach.

Die wahrhaftigste Freude am Neugeborenen empfand die Mutter in dem Augenblick, wo die neugierige Schar auf Zehenspitzen hereingetrippelt kam und sich mit weihnachtsfrommen Augen um das kleine Bett beugte. Nach dem ersten Staunen wagte wohl ein Beherztes, die geballten Händlein aufzulösen, Fingerlein wurden gezählt und Füßlein zärtlich gekniffen: ob es schon alt genug sei, dies zu merken? Man konnte sich nicht satt freuen am Augenverdrehen, Schnüffeln und Mundziehen des winzigen Milchigels. Die kleine Anna war es, die angesichts des Jüngstgeborenen den Sinn der Mutter mit einem tiefsinnigen Rechenstück und bedeutender Zukunftshoffnung füllte. „Neun Kinder sind wir, jedes von uns kriegt wieder neun — also neun mal neun sind einundachtzig ..."

Die Mutter freute sich von Herzen jedesmal auf das neue kleine Kind; bevor stand ihr nur, daß sie soviel Zeit in Haus und Wirtschaft „zwischenaus" sein mußte. Schmerzen schreckten sie nicht, wenn sie ihren Sinn hatten und darum gut und richtig waren.

Ihre Kraft zu lieben und zu arbeiten mehrte sich mit jedem Anspruch. Wenn sie einen Wunsch zur bescheidenen Entlastung äußerte, war es der, daß sie soviel

Arme wie Kinder besitzen möchte, ja, lieber noch zwei mehr, damit sie jeglichem eine Hand geben könnte und doch noch zweie frei behielte zum Stricken. Denn sie liebte es, mit fleißigen Nadeln, das Knäuel in der Schürzentasche, abends einen kleinen Weg durch den Garten zu machen. Alle wollten sie anfassen oder sonstwie an ihr hängen, und dabei sollte doch bis morgen dies neue Paar Strümpfe durchaus fertig sein. „Ich habe es mir nun mal vorgenommen!" Lieber einem anderen als sich selber erließ die Mutter ein fälliges Stück ihres Tagesplans.

Es war ein großer Haushalt, den die junge Frau vorfand. Je mehr er sich im Laufe der Jahre dehnte, desto sicherer hielt sie die Zügel, hier ein wenig lockernd, dort straffer anziehend. Voraussetzungslos, nicht beschwert von Vergleichen, mit starkem, dem Neuen zudrängendem Gefühl, dem Denken und Handeln eins war, lenkte sie Tag für Tag wachsam zum Ziel. Ihre Schicksalsliebe war alles andere als Ergebung oder Bequemlichkeit. Fiel ihr eine ungewöhnlich harte Aufgabe zu, so handhabte sie diese wie ein zerrissenes Kleidungsstück, das etwa von einem Kinde gebracht ward. Eigentlich sei es ja nicht notwendig gewesen, das Loch zu reißen! Ihre Lippen runzelten sich ein bißchen. Indessen, nun war es einmal da und gab den schönsten Anstoß zur heilsamen Tat!

„Kinder, laßt mich, ich muß in die Tretmühle!" Mit diesem munteren Wort riß die Mutter sich gerne los, nicht etwa von Ruhe oder gar Spiel im Kreis der Ihren, sondern von Nähmaschine, Stopfkorb oder Zuschneidetisch. Bei diesem zu verweilen, wirklich, das gehörte nicht im entferntesten zur Tretmühle, sondern war Schaffen von innen her, war Ordnen und heiteres Vorsorgen, daneben Rast der Glieder.

Kaum traf es sich, daß die Mutter schon vormittags bei der Handarbeit saß. Ihre eigentliche Nähstunde fiel zwischen Kaffeezeit und Abendbrot, wenn sich die größeren Kinder vielleicht noch in Feld, Hof und Stall tummelten und die Jüngsten in den Winkeln um sie herum spielten. Die Früharbeit in Küche und Milchwirtschaft überließ die Mutter im allgemeinen der Meierin, aber mitten im besten Morgenschlaf, von dem ihre Seele sich nicht völlig zu lösen brauchte, lauschte ihr Ohr hinaus. Wenn zur gewohnten Zeit der Lärm der hin und her getragenen, unsanft zu Boden gesetzten Holzgefäße aufhallte, war alles gut, und sie schlief weiter, nicht ohne, ebenfalls aus tiefem Schlaf heraus, zur rechten Stunde ein Kind — irgendeines war sicher schon wach — nach dem Glockenzug zu schicken, daß es Haus- und Kindermädchen aus den Federn läute.

Den Vormittag verbrachte die Mutter, überall zugreifend, mit der Bewachung der Dienstboten. Das Schwergewicht ihrer Arbeit lag in der Küche, die der Hausdiele linker Hand durch einen dämmerigen Gang verbunden war. Die Küche, ein weiter Raum, geweißt und rauchgebräunt, mit zwei Fenstern nach dem Hof, mit gescheuerten Tischen, einem großen Herd und darüber dem Rauchfang für den „Bradden", war mit gelben, hochkant gestellten Mauersteinen gepflastert. Manche hatten sich gelockert und besaßen die Gabe, unter dem Fuß zu wippen und heimtückische kleine Spritzseen zu entsenden, andere waren im Lauf der Jahrzehnte hügelig ausgetreten, was der Mutter ganz recht war; durchaus wollte sie nichts von einem neuen Bodenbelag wissen. „Es macht viel weniger sohlenmüde, auf

etwas Höckerigem als auf etwas Glattem zu stehen!" erklärte sie in ihrer starken frohen Anspruchslosigkeit. Der Herd war ein Eigenbrötler, den im Grunde nur die Mutter richtig zu nehmen verstand. Dies lag daran, daß sie die Arbeit vorbedacht, will sagen, vor der Tat im Geiste schon geordnet hatte. Dieser Herd besaß eigentlich nur ein einziges Loch, auf dem der Inhalt der gewaltigen Eisengrapen, freilich unter steter Gefahr des Anbrennens, zum Kochen gebracht werden konnte. Über zwei weiteren Schlünden kochten sie allenfalls noch fort, auf der Platte schon längst nicht mehr. Trotzdem war immer zur genauen Stunde das Mittagsmahl fertig, im äußersten Fall gab es einen Spielraum von Minuten. Ward die Mutter deswegen bewundert, so wehrte sie ab: „Oh, man muß nur zur rechten Zeit anfangen, und dann hatte ich ja auch das Kohlenbecken!" Freilich konnte dieses, mit glühendem Torf gefüllt, zum Weiterschmoren eines Topfes, auf dessen Deckel ebenfalls Glut gebreitet war, benutzt werden; aber daß eben diese Glut vorhanden sei, auch solches mußte bedacht werden. Stets wurde reichlich, bescheiden und sorgfältig gekocht. Sobald die vollen Schüsseln zu den Leuten in die Eßstube hinausgetragen waren, schmeckte die Mutter die Speisen „für drinnen" ab, stellte im Vorbeigehen den Zuckertopf in den Gewürzschrank und saß, gewaschen und frisch beschürzt, zwei Minuten später am Tisch inmitten der herbeiströmenden Familie.

Nach dem Essen gönnte sich die Mutter einen Augenblick der Ruhe. In früheren Jahren blieb sie einfach auf ihrem Stuhl sitzen und bettete, sobald der Tisch abgeräumt war, ihren Kopf auf ein vor ihr liegendes Kissen. Später ließ sie sich überreden, sich aufs Sofa zu setzen — oh, nicht etwa zu legen! — und schlug zum Schutze ihre Schürze übers Gesicht. Das Summen und Lärmen der spielenden Kinder störte sie keineswegs, aber wenn eines leise sprechend auf die schlummernde Mutter Rücksicht nahm, beunruhigte sie das, und sie bat laut in die raunende Stille hinein: „Kinder, nicht flüstern!"

Sobald draußen auf den Steinen nach der kurzen Mittagsrast Hufschlag aufklapperte und Räder schütterten, war auch die Mutter schon wieder auf den Füßen. Lag keine besondere Arbeit vor, was freilich nicht oft der Fall war, so wurde es ein Nähnachmittag; gern hatte die Mutter es, wenn dazu über den Hof herüber das Heulen der Dreschmaschine drang oder in der Scheune die Flegel ihren festen Takt klopften. „Das klingt so fleißig!" lobte sie. Nicht nur altes Zeug wurde ausgebessert, nein, die große Schere traute sich munter auch in neuen Stoff hinein. Wäsche, Schürzen und Kleider erstanden, sogar Hosen für die Jungens, diese letzten bildeten die härteste Probe für die weibliche Nähkunst.

Die Mutter ging ungern schlafen, solange sie noch Menschen oder Licht im Hause wach wußte: sie hatte dann nicht das sichere Gefühl, daß alles nach ihren Kräften reinlich vollbracht und abgeschlossen sei. Außerdem liebte sie es, vor dem Schlafengehen einen letzten besinnlichen Augenblick mit sich allein zu sein. Richtig aussprechen freilich tat sie das kaum; wie gesagt, es lag nicht in ihrer Natur, selbstsüchtige Wünsche zu äußern.

In späteren Zeiten streckte sie wohl, um es zum Aufbruch zu ermuntern, einem ihrer groß gewordenen Kinder die Hand hin; dieses verstand ohne weiteres, hatte

aber keine Lust, daß die Mutter noch mit sich selber säße. Es sah über ihre Hand hinweg, wandte den Spieß und, neckisch ihren Widerspruch bergend, sagte es: „Gute Nacht, Liebe, willst du schon ins Bett?"

Die Mutter schüttelte den Kopf, setzte zum Reden an und lächelte. Ja, und dann verschwieg sie ihn, diesen unbescheidenen Wunsch nach einem allerletzten stillen Alleinsein.

Ohne jede Nachsicht, unerbittlich eisern, war die Mutter nur gegen einen einzigen Menschen, das heißt gegen sich selber. Hier wurde sie unterstützt durch die wundervolle Kraft ihrer körperlichen Anlage, die sie eher von ihrem Vater als von der keineswegs kränklichen, aber doch zarteren Mutter geerbt hatte. Freilich gab es einen ärgerlichen Dämpfer für die immer vorhandene Tatenlust in Gestalt des hartnäckigen Beinübels, das manchem Menschen zum gehätschelten Inhalt seines Lebens übergenug gewesen wäre. Sie selber gönnte diesem Leiden nur ganz nebenbei ein wenig Pflege. Wenn die Schmerzen übermäßig wurden oder die Wunden sich gar zu unverschämt ausbreiteten, legte sie allenfalls den Fuß beim Sitzen hoch oder humpelte durchs Haus, wobei der Stuhl, auf den sie das Knie gestützt hielt, mithumpeln mußte. Zuweilen auch befolgte sie einen guten Rat für den Gebrauch von Salbe oder Kräutertee. Einen Arzt lehnte sie ab mit der Begründung: „Er kann doch nichts anderes verordnen als Ruhe, und das wär' für mich sicher nicht das Beste. Da ginge ich schließlich lieber zum Schäfer oder Wunderdoktor. Wenn die zwar erst recht nichts davon verstehen, so wissen sie wenigstens, daß man auf dem Lande keine Zeit zur Ruhe hat!"

Nein, Ruhe hätte sie sich nicht leisten dürfen. Am meisten stand ihr da ihre eigene strahlende Arbeitsfreude im Wege, die nirgends eine Vertretung erlaubt hätte. Sich zu entlasten, das lag wahrlich nicht in ihrer Natur, viel lieber packte sie sich frisch und selbstverständlich von fremder Bürde auf.

Erkältet war die Mutter fast nie. Stellte sich, vermutlich von den wunden Beinen ausgehend, ein seltenes Fieber ein, so konnte sie ununterbrochen schlafen. In den kurzen Pausen aß sie wie in gesunden Tagen und sagte auf die Frage nach ihrem Befinden nur freundlich: „Ach, noch ein wenig Gänsehaut! Ich schlaf' mich wohl zurecht!" Was denn auch bald zu geschehen pflegte; ihre Kinder waren von solchen Zwischenfällen weit mehr angegriffen als sie selbst.

„Es wird wohl!" — In diesem kleinen Wort sammelte sich alles, was die Mutter an Hilfe, Trost und Zuversicht in jeder Lebenslage zu spenden hatte. Wenn sie am Krankenbett erschien, die Hand auf einen Kinderkopf legte, sehr bereit, zu finden, daß er nicht heiß sei, und sich freute, daß das Essen geschmeckt habe, so brachte sie durchaus Lindigkeit und Wärme mit, aber viel stärker noch ihr unbeirrbares, von Genesungspflicht strotzendes: „Es wird wohl!"

Nachdem sie gegangen, blieb dies kleine feste Wort von ihr da wie ein Himmelsblick, und wenn man selber vielleicht bis dahin gezweifelt hätte, von diesem Augenblick an wußte man, daß einem gar nichts übrigblieb, als schleunigst gesund zu werden.

Und man wurde gesund.

Helene Voigt-Diederichs.

Mutters Garten

An der Landstraße nach Gönningen, von einem weiten Garten umgeben, stand das Wohnhaus. Es waren Bauernblumen, welche die Mutter hier zog, ohne viel Kunst, und ein Gärtner hätte gewiß die Nase darüber gerümpft; ein paar Rittersporn, Strohblumen und ihre Leibblume, Frauenherzen.

„Sie klunkern so an ihrem Busch, als ob sie kleinen Engeln aus der Brust genommen wären. Rickele, ist das nicht deines?"

Krokus und Kaiserkronen, Malven und Sonnenblumen, so ging es von früh bis spät wie in einem Kalender.

„Ich muß mir die Jahreszeit im Garten ablesen", sagte sie. „Wenn man so hoch im Walde wohnt, kann man nicht lange nachschlagen."

„Du bist mir ein schöner Kalendermacher", spottete ihr Mann. „Du hast lauter Feiertage in deinem Garten stehen."

„Auch Werktage. Aber man kann in jeden so etwas hineinfallen lassen, daß er ein Feiertag wird."

„Geht das auf mich?" fragte er. „Soll ich meinen Stieren am Morgen einen Kranz umhängen?"

„Es tut's auch ein Wort; man kann vieles aufblühen lassen an einem Tag, es müssen gar keine Blumen sein."

„Eine Frau wohl; aber einem Mann kommt der Alltag dazwischen wie ein Reif."

„Dann schüttelt man ihn ab. Wozu hätte man sonst seine Hände."

„Blüh du nur", sagte der Vater. „Du bist selber so eine Kaiserkrone oder ein Gelveigel aus deinem Garten."

Gelveigel hatte sie in allen Sorten, dunkelrote, karminrote, orangefarbene, goldgelbe, lila und braune, mit vielen Zwischenfarben. Sogar die Gönninger blieben stehen, wenn sie vorbeikamen, und sprachen über den Zaun. „Haben Sie wieder eine neue Levkoje gezüchtet, Frau Rockenstiel? Sie müssen uns das Rezept verraten; es sproßt bei Ihnen über Nacht."

„Das ist einfach", sagte sie. „Den Samen hab' ich von den Gönningern; dann brauch' ich bloß eine Handvoll Taubenmist und denk' mir was Schönes dazu, so wächst's von selber."

Die Gönninger schüttelten den Kopf. „Dann kommt's von dem Taubenmist. So kann's der Pfitzer in Stuttgart nicht."

Es war aber noch etwas in der Mutter Garten, und das merkte man erst, wenn man länger darin war. Es gab wenig Unkraut in ihm, denn sie war wie ein Schelm dahinter her; aber doch gingen niedere, grüne Büsche von Beet zu Beet und verbanden die Sträucher. Sie dufteten ganz fein, und wenn man sich bückte und näher hinsah, so waren es Reseden mit tausend kleinen Blütchen.

Dieser Duft ging auch mit der Mutter mit in den Falten ihrer Kleider und in ihren Haaren; denn sie hatte in ihren Laden Büschel von getrockneten Reseden liegen.

„O Mutter!" sagte Marte, wenn er sich in Bubenlust an ihre Brust warf, „laß mich an dir schmecken, kein Mensch riecht so gut wie du!" und er sog den Duft ihres Haares ein.

„Bist du ein junges Hundle?" fragte die Mutter; „die schnuppern auch so in der Luft herum." —

Der Vater sah auch gern einmal auf ihre Gemüsebeete. „Da wächst mein ganzer Mittagstisch", sagte er und ging an den Beeten hin, „man braucht sich bloß hinzusetzen. Es geht halt nichts über einen selbstgezogenen Blumenkohl, oder über rote Rüben, oder über Schwarzwurzeln."

„Oder über Lattich, Rosenkohl, Mangold, Eskarol, Andive", lachte die Mutter; „da kann ich meinen ganzen Küchengarten heruntersagen, wenn du Hunger hast."

Ludwig Finckh.

Die Balsaminen

Es war ein heiliger, großer Kampf, der Kampf einer Mutter um ihr Kind. Und doch vergebens all das Ringen und Beten und verzweifelnde Hoffen. Der Tod ist stärker selbst als Mutterliebe.

Immer näher kam er, immer drohender streckte er die Hand aus, bis er schließlich das mühsam zuckende Lebensflämmchen ganz ausdrückte.

In der Nacht geschah es. Leicht und mühelos war die Arbeit für den Sensenmann.

Als Jensen beim ersten fahlen Scheine des Frühlichts erwachte und seine Frau nicht an ihrem gewohnten Platze sah, ahnte er, daß alles vorbei sei. Fast wie eine Erlösung kam es über ihn, dem sein Weib mehr galt als das lebensunfähige Wesen, das ihre Gesundheit zu vernichten drohte.

Er bewog Line, die tränenlos alles mit sich geschehen ließ, sich auf das Bett zu legen, wo sie in bleiernem Schlafe ein paar Stunden ruhte. Als Jensen abends, früher als sonst, heimkam, kniete sie wieder neben der Leiche des Kindes, die sie mit einem reinen Hemdlein bekleidet hatte. Auf dem Kopfkissen neben dem starren kleinen Gesichte lag ein flüchtig zusammengeraffter Strauß von wilden Glockenblumen. Die hatte Fiete auf das Gebot der Mutter vom Wegrande herbeigeholt. Nun saß er unter dem Tisch und knabberte hungrig an einem trockenen, hart gewordenen Stück Brot. Als er den Vater eintreten sah, sprang er ihm entgegen und sagte anklagend: „Klein Ernst ist tot, und Mutter tut nichts als weinen!"

Während der drei Tage, die noch bis zum Begräbnis verstrichen, änderte Line ihr Benehmen nicht. Sie berührte kaum irgendwelche Speise, die der geängstete Mann ihr fast mit Gewalt einzuflößen suchte. Die Nachbarin Hinrichsen kam ein paarmal herüber, konnte aber auch nicht viel ausrichten. Höchstens, daß sie den vernachlässigten Fiete wusch und kämmte und ihm sagte, er solle mittags kommen, um bei ihr zu essen.

„Der arme Jung kriegt ja den ganzen Tag über nichts Warmes in seinen Leib", entschuldigte sie sich bei ihrem Manne, der sie hart anfuhr: „Laß seine Mutter doch

für ihn sorgen. Der gehört er doch wohl zu, und sie sollte lieber das Flennen um den kleinen gestorbenen Jungen lassen und aufpassen, daß es mit dem anderen nicht ebenso geht. Schlecht genug sieht er aus!"

Gestern abend nun hatte der Tischler den kleinen Sarg gebracht. Wie die duftigen, lebensvollen Blüten von dem blassen Totenantlitz abstachen! Wie unter den Hammerschlägen des Mannes, der den Sarg zunagelte, ihr Herz sich wand und krümmte, als träfe ein jeder es bis ins Innerste hinein!

Ja, sie trafen auch! Tief, tief — und es gab keinen Trost! Nicht in den unbeholfenen Liebesbeweisen ihres Mannes, die sie zwar nicht abwehrte, aber doch gänzlich teilnahmlos über sich ergehen ließ. Und nicht in den Worten des alten Pastors, der heute morgen gekommen war und von der Himmelsluft sprach, die das verstorbene Kind jetzt atme. Dann fing er an, sie auf die Pflichten hinzuweisen, die sie als Gattin und Mutter denen gegenüber habe, die ihr geblieben seien.

„Ja, Herr Pastor, Sie haben wohl recht, aber ich kann ja nicht!" Das war ihre einzige Erwiderung.

Sie konnte nicht aussprechen, was sie empfand. Es war ein so trostloses Gefühl von Schwäche in ihr, gerade als ob jede Willenskraft mit dem Leben des Kindes erloschen sei. Ihr Mann und ihr Fiete und das ganze kleine Hauswesen — alles lag leer und tot und öde, was noch vor wenigen Monaten ihr ganzer glücklicher Lebensinhalt gewesen.

Und nun hatten sie ihren Ernst ganz fortgetragen!

Fiete saß in seinem durchlöcherten Anzug auf einem niedrigen Holzschemel und schnippelte rohe Kartoffeln mit einem abgebrochenen Küchenmesser. Es sah unordentlich aus in der Stube. Das Bett schlecht aufgeschüttelt, die Fensterscheiben fast undurchsichtig, Spinnengewebe hingen von der Decke, und auf der runden Kommodenklappe lag so dicker Staub, daß er die roten Masern des Föhrenholzes ganz verdeckte. Die alte Wanduhr in dem hohen schmalen Holzschranke tickte nicht, schon seit Monaten war der Zeiger auf dem mit weißen und roten Rosen bemalten Zifferblatt nicht weitergerückt. Es war immer Linens Arbeit gewesen, sie aufzuziehen. Ihr Mann hatte seine Taschenuhr und dachte nicht daran.

Line schlief bis in den hellen Morgen hinein. Ihr Mann, der sich über ihren Schlaf gefreut und sie nicht hatte wecken mögen, war längst fort. Fiete stand mit bloßen Füßen auf der Steindiele dicht vor ihrem Bett, als sie erwachte.

„Nun erst Fiete anziehen, Mutter! Und dann Fiete Brot geben, Mutter, Fiete ist hungrig!"

Sie richtete sich langsam auf. Ihr erster Blick fiel auf die leere Wiege, die noch am Fußende ihres Bettes stand. Die rote Federdecke war zurückgeschlagen. Auf dem Kissen, das noch den Eindruck des kleinen Kopfes zeigte, lagen die welken Glockenblumen.

„Ich hab' nicht geträumt! O du mein lieber Herrgott, das ist alles wahr!" Schlaff sank ihr Kopf zurück, und sie lag ohne sich zu rühren, bis wieder Fietes bittende Stimme an ihr Ohr drang.

Da raffte sie sich gewaltsam auf, zog sich an und ordnete flüchtig ihr Haar.

„Nun komm her, Fiete!" Teilnahmlos suchte sie die zerstreuten Kleidungsstücke des Knaben zusammen.

„Fietes Strümpfe sind ganz kaputt. Kuck, Mutter ...“ Der Kleine zeigte auf seine Füße. Aus dem zerscheuerten Strumpf sahen die Zehen hervor.

Die Mutter achtete nicht darauf. Nicht unfreundlich, doch ganz ohne Sorgsamkeit gab sie ihm nachher sein Morgenbrot. Sie fühlte sich so elend, daß sie sich, ohne etwas genossen zu haben, wieder auf das Bett legte und bald in ihren schweren Schlaf zurücksank.

Der Abend kam heran, ohne daß sie aufstand, und auch für die nächsten Tage fehlte ihr die Kraft dazu. Den Arzt wollte sie nicht. „Ich bin bloß so müde, da brauch' ich keinen Doktor dazu!“ war die Antwort auf den Vorschlag ihres Mannes.

Er versuchte nicht länger, sie zu beeinflussen. Nur durch sein tägliches: „Wie ist es heute mit dir, Line?“ zeigte er seine Teilnahme.

„Ach laß, mir fehlt nichts“, einen anderen Bescheid bekam er nie.

„Dann schlaf man wieder zu — für Fiete will ich wohl sorgen!“

Und dann schlief sie weiter, und er sorgte nach wie vor für Fiete, kochte sich sein bißchen Essen und hielt notdürftig mit Nadel und Bindfaden sein Zeug zusammen. „Bloß ihr Zeit lassen — sie wird wohl wieder so wie früher.“ Dies war der einzige Trost, den er sich immer und immer wieder vorsagte.

Peter brachte es nicht über sich, ihr anders als mit der liebevollsten Schonung zu begegnen. Zum Schelten wäre auch kaum ein Grund gewesen. Er fand jetzt sein Essen fertig vor, wenn er heimkam, Fiete erhielt seinen Teil zur rechten Zeit, und auch die Ziege wurde versorgt. Aber das war auch alles. Keine Spur mehr von Linens früherer sonniger Herzlichkeit. Immer dieselben schwermütigen Augen und dieselbe Schweigsamkeit ihres Mundes.

„Willst du nicht die Schalotten aufnehmen im Garten?“ meinte er nachmittags einmal, ehe er fortging. „Das ist schon hohe Zeit, Line!“

Gehorsam holte sie Spaten und Korb und begab sich mit schleppenden Schritten in den Garten. Als sie bei Hinrichsens Wohnung vorbeikam, hörte sie durch das offene Fenster die Nachbarin sagen: „Peter ist viel zu gut zu ihr! Er sollte sie man ordentlich anfassen und ihr den Kopf zurechtsetzen. Weh tut ihr nichts, dann kann sie auch auf ihren Kram aufpassen, wie es sich gehört. Und um ihren Fiete kümmert sie sich überhaupt nicht, der könnte sterben und verderben, und sie merkte es nicht einmal!“

Gleichgültig hörte Line die anklagenden Worte. Als sie aber späterhin Fiete abseits von den übrigen Kindern sitzen sah, blickte sie ihn doch aufmerksamer an. Er sah blaß und still aus, wie er so da saß und sich den trockenen Sand durch die Finger gleiten ließ.

Ob ihm irgendwas fehlte? Es war nur ein flüchtiger Gedanke, dem sie nicht weiter nachsann.

Sie grub die Schalotten aus und rieb die trockene Erde ab, ehe sie die Knollen in ihre Schürze gleiten ließ. Wie nun ihre Hände nach Zwiebeln rochen!

So, jetzt konnte wenigstens ihr Mann mit ihr zufrieden sein. Ihr Mann ... wie seltsam das klang. Was bedeutete doch dies: ihr Mann? Daß er alles für sie tat und sie alles für ihn.

Tat sie alles für ihn? Ja — saß sie hier nicht und grub Schalotten aus? War

das alles? Vielleicht konnte sie noch den stolzen Heinrich ausrupfen, der zwischen den großen Bohnen wucherte ...

Langsam stand sie auf und ging in das Haus zurück. Die Schalotten warf sie achtlos in eine Ecke des Flurs. Im Zimmer drinnen fiel sie auf die Knie und vergrub ihren Kopf in der Bettdecke. Hatte sie schon so viel geweint, daß gar keine Tränen mehr kommen wollten?

Schließlich schlief sie ein trotz der unbequemen Stellung und sah im Traume den Kleinen, wie er so weiß und still in dem schwarzen Kasten gelegen. Aber seltsam. Es war gar nicht des toten Kindes Gesicht. So sah doch Fiete aus ... Sie fuhr auf — ein Blick aus dem Fenster — da lief er jubelnd die Landstraße hinunter, dem Vater entgegen, der eben von der Arbeit heimkam.

Schon so spät war es? Line sah auf die Uhr. Ach, die stand ja. Sie öffnete die Schranktür und zog die schweren Bleiklumpen herunter. Tick, tack, fing das Räderwerk zu gehen an. Die Zeiger konnte sie nicht mehr richtig schieben, sie mußte schnell Salz und Brot aus der Speisekammer holen, ehe ihr Mann da war. Auch noch ein paar Kartoffeln waren zu braten.

Müde saß Peter am Tisch, als sie mit dem Essen hereinkam. „Ach, das ist gut, Line, ein paar heiße Kartoffeln! Heute mittag waren sie auch rein ganz kalt ..." Es war das erstemal, daß seine Stimme einen vorwurfsvollen Klang hatte.

Line schlich hinaus und molk die Ziege, dann brachte sie Fiete zu Bett. Sprach Peter eigentlich immer so wenig? Sah er sich immer so im Zimmer um, als wenn er nach etwas suchte?

Abends, als sie im Bette lag, dachte sie noch darüber nach. Sie konnte durchaus nicht einschlafen. Das kam wohl daher, weil sie es gar nicht mehr gewohnt war, die Uhr ticken und schlagen zu hören?

Am Morgen war sie eher wach als Peter. Ach, es war ja Sonntag, da durfte er länger schlafen. Sie stand auf, machte Kaffee und zog Fiete an. Ganz verstohlen fuhr sie dabei mit der Hand über sein Haar. Ja, es war immer noch seidenweich wie früher.

Nachher, als Peter und Fiete im Schweinestall waren, ging sie in den Garten und holte die grünen Zweige für den Kranz, den sie jeden Sonntagmorgen auf das Grab ihres Kindes brachte. Während sie die harzduftigen Tannenreiser auf der zum Kreise gebundenen Weidenrute befestigte, kam es ihr plötzlich in den Sinn, an ihren Töpfen nach ein paar Rosen zu suchen, die sie zwischen das dunkle Grün nehmen könnte. Aber sie fand keine. Ein paar halbaufgeblühte Knospen saßen braun an den schlaff hängenden Zweigen, denen die ausgetrocknete Erde keinen Saft geben konnte.

In einem alten Zigarrenkasten wuchsen dichtgedrängt ein paar Balsaminen, die Line selbst im Frühjahr gesät hatte. Denen sah man den Wassermangel am meisten an. Die sonst glänzend glatten Stengel waren eingeschrumpft, und die Blätter hatten welke Spitzen. Die Knospen, die so reich angesetzt hatten, lagen gelb und tot auf der knochendürren Erde des Kastens.

Ein seltsam banges Gefühl überkam plötzlich das verhärmte Weib. Sie wußte nicht, wie es zuging, daß ihr ungerufen Fietes Bild vor die Seele trat. Aber hatte

sie nicht wirklich Ähnlichkeit mit ihm, diese arme kranke Pflanze, die langsam hinwelken mußte, weil ihr das Wasser fehlte? Ihm fehlte auch etwas — ja gewiß, ihm fehlte etwas ...

Wer trug die Schuld daran, daß die hilflosen Blumen starben? Sie, sie ganz allein. „Fiete könnte sterben und verderben, und sie merkte es nicht einmal ..." Hatte die Frau nicht recht? Deutlich sah sie seine schwächliche Gestalt vor sich. Wie ein Blitzstrahl leuchteten die unvergessenen Worte durch all das verworrene, hilflose Trauern ihres Innern.

Also lag noch viel größere Schuld auf ihr: ihr Kind ließ sie verkümmern, bloß weil sie nicht den Mut hatte, sich aus ihrer selbstsüchtigen Trauer aufzuraffen.

Sie sah wieder die welken Blumen, lehnte wie betäubt einen Augenblick an der Wand.

Und dann auf einmal wurde es licht in ihrer Seele. Der Quell ihrer Liebe war nicht versiegt, nur in falsche Bahn geleitet. Sie hatte den Weg gefunden, der sie herausführen konnte aus ihrem unseligen Abgekehrtsein.

Ihr Kind! Ihr süßes, lebendiges Kind!

Oh, daß sie noch gutmachen durfte, ehe es zu spät war.

Sie stand auf und sah sich im Zimmer um. War sie denn blind gewesen all die letzten Wochen? Staub, Unordnung, Spinngewebe, Blumen, die vertrockneten ... rasch ergriff sie die blecherne Wasserkanne und netzte die harte Erde. Nun konnte sie beobachten, wie ganz langsam die welken Balsaminenstengel sich aufzurichten begannen.

Sie fuhr zusammen. Ihr Mann trat ein, sie hörte ihn sagen: „Line, ich muß noch nach Boholm in die Schmiede und meine Sense zurechtbiegen lassen. Fiete nehm' ich mit. Zu Mittag sind wir wieder hier."

„Schön", gab Line zurück. Am liebsten wäre sie auf ihn zugegangen und hätte ihren Kopf an seine Brust gelegt. Aber sie schämte sich und wandte ihm nicht einmal ihr Gesicht zu, weil sie sich zu verraten fürchtete.

„Adüs, Mutter." — „Adüs, Fiete." — Nun waren die beiden fort. Ein lang entbehrtes Gefühl von Kraft und Schaffenslust durchrieselte sie.

Zuerst galt es das Schwerste. Sie bebte davor zurück, aber es mußte sein. Tapfer trug sie die Wiege auf den Flur, stellte die Leiter an die Wand, kletterte hinauf und hob mit dem Kopf die Falltür.

Wie es oben aussah! Altes Heu, Torfsoden, Federn, Stücke von Brennholz — alles wirr durcheinander. Das mußte warten bis morgen. Sie holte die Wiege herauf und stellte sie in einen Winkel unter das Strohdach. Ein letzter Kampf, ein Abschiedsblick — sie stieg die Leiter hinunter und ließ die Falltür hinter sich zufallen.

In der Stube drinnen gab es viel zu schaffen. Das Bettstroh mußte gelockert und die Kissen tüchtig geschüttelt werden. Dann galt es, Wände abzustäuben und Fenster zu waschen, und schließlich wurde der Besen aus seiner wochenlangen Untätigkeit aufgerüttelt. Den halbfertigen Kranz trug sie kurz entschlossen auf den Boden und legte ihn dort auf die Wiege. Heute durfte sie nur Zeit für die Lebenden haben.

Wie weiß und hell die Mauersteine des Fußbodens unter der Flut des reinigen-

den Wassers wurden! Zierlich kräuselte sich auf ihnen der silberweiße Sand, den sie zum Schluß ausstreute.

So, nun war sie fertig. Line stand mit aufgekrempten Ärmeln in der Tür und beschaute ihr Werk. Lange durfte sie sich nicht darüber freuen. Küche und Speisekammer — sie erschrak, wie verkommen und schmutzig alles aussah.

Frisch ans Werk denn! Die Teller, die unordentlich herumstanden, wurden der Größe nach auf das Rieg gestellt und die Töpfe an die Wand gehängt, das Brennholz aufgeschichtet und die auf der Erde liegenden Schalotten in ein Netz getan, das seinen Platz neben der Herdstelle bekam. Und dann ging es auch hier an ein Fegen und Scheuern und Bürsten, und Linens Backen wurden ordentlich rot vor arbeitslustigem Eifer.

Nachher zündete sie Feuer an und setzte Kartoffeln und Milch zum Kochen auf. In der Speisekammer hing noch ein Stückchen geräucherter Speck. Line schnitt ihn in feine Scheiben und legte sie auf einen Teller, den sie ins Zimmer trug. Dort stellte sie alles zum Mittagessen zurecht, sogar eine reine weiße Decke kam heute auf den Tisch.

Sie zog aus der Kommode eine Schieblade, die zerrissene Kleidungsstücke enthielt. Welche Lust war das Arbeiten! Wie lange hatte sie das nicht empfunden. Auf und nieder flog die Nadel. Wenn nur Peter und Fiete bald kommen wollten! Wie gut Peter immer gegen sie gewesen war. Viel zu gut. Nie ein Wort des Tadels, wenn er müde heimkam und sie immer wieder in ihrer schlaffen Untätigkeit fand.

Durch das offene Fenster wehte die weiche Sommerluft. Die Sonnenstrahlen spielten auf den bunten Kattungardinen und tanzten über die Balsaminenstöcke im Zigarrenkasten. Nun standen sie aufgerichtet in frischem Saft, vielleicht würden sie noch wieder Blüten treiben.

Klinkte da nicht der Drücker der Haustür? Schritte auf der Vordiele, die dann gleichsam erstaunt anhielten. Nun Fietes helle Stimme: „Vater, ist Nawersch hiergewesen und hat unsere Küche so fein rein gemacht?" Als Antwort ein unsicheres: „Ich weiß nicht, Fiete ..."

Peter wußte nicht, was er sagen sollte, als er die saubere Stube, den gedeckten Tisch und seine fleißige Frau erblickte. Es war ihm zumut wie dem Landmann, der sich Wochen und Wochen nach Regen sehnt, und gerade wenn es scheint, als sei all die junge Saat vertrocknet, beginnt es sacht zu tröpfeln und wird immer lauter und hat einen so süßen Klang, die ganze Luft fängt an zu duften. Und die Seele jubelt auf, erlöst aus Durstesqual.

Peter trat auf seine Frau zu und beugte sich von rückwärts über sie. „Line ...", weiter kam er nicht.

„Was denn, Peter?" Sie schämte sich, daß er das, was ihre natürliche Pflicht war, als etwas Besonderes ansehen mußte. So weit also hatte sie es kommen lassen! Erst als Fiete, dem ebenfalls die Arbeit der Mutter etwas Neues war, auf sie zulief und verwundert fragte: „Mutter, nähst du?" löste sich die Spannung.

Sie sah auf, der Mann legte seine Hand auf ihre Finger und schlang seinen Arm um ihre Gestalt. „Dank, Line", sagte er, weiter nichts, aber der Ton, in dem die Worte hervorkamen, verriet alles, was er empfand.

„Ach, Peter, wie hab' ich unrecht getan gegen dich und Fiete. Die Blumen da haben mich das gelehrt!"

„Die Blumen, Line ...?" — „Ja!" Sie stand auf, drückte das Kind an sich und sagte: „Nun setz dich man, wir wollen zusammen essen."

Sie ging hinaus und holte die Kartoffeln. Als sie den Topf auf den Tisch stellte, fuhr er noch einmal mit der Hand über ihren Arm.

„Vergiß das alles, Peter, das wird nun anders." Sie sah ihm innig in die Augen.

Fiete machte ein erstauntes Gesicht. „Ist Mutter unartig gewesen?" fragte er zögernd. Dann, als er keine Antwort bekam: „Wollen wir nicht anfangen zu essen? Fiete ist immer so hungrig!"

„Ja, mein kleiner Jung, nun wollen wir anfangen!"

Helene Voigt-Diederichs.

Die schwache Stunde

Es war im Jahre 1932. Ein kleines, einsames Dorf träumte in die Nacht hinaus. Plötzlich öffnet sich eine Tür, und ein breiter Lichtstrahl huscht auf die menschenleere Straße.

„Wir wollen Sie doch gern ein Stück begleiten! Es ist fast Mitternacht ... und sooo finster!"

„Ach, ich würde mich totfürchten, wo doch die Kommune egal unterwegs ist, ... und na ... Sie wissen doch ...!"

„Sorgt euch nicht, Kinder", hört man die Frau erwidern, die, umringt von einer kleinen Gesellschaft Frauen und Mädchen, sich zum Gehen anschickt, „ich bin ja nicht furchtsam, die Kommune tut mir nichts ... und mit eurer Geistergesellschaft unten am Busch werde ich auch noch fertig. Laßt mich ruhig allein gehen, für euch beginnt der Tag früher als für mich ... und ich geh' gern ein Stück allein durch die Nacht ... Wie eure Linden duften ... und der Wind geht nach der Landstraße zu. Es wird eine Feierstunde für mich sein. Also auf Wiedersehen in 14 Tagen! Heil Hitler!"

„Heil Hitler!" ruft es laut durch die Nacht ... dann huscht das Licht ins Haus zurück, die Tür hat sich geschlossen. Einförmig hallen Schritte durch die Nacht. Lindenduft umschmeichelt die einsame Frau. Grillen zirpen am Straßenrand. Dunkelgrau lastet der Himmel über der Landschaft, und auf der glatten Asphaltstraße liegt ein verlorenes Licht. Schwarz hebt sich der Busch vom Himmel ab, und man ahnt darin weder die Ruine noch die unglückliche geisternde Schloßherrin.

Die Frau ist so müde, daß sie rein mechanisch immer einen Fuß vor den anderen setzt. Alle ihre unruhigen Gedanken legt sie in die stille Nacht zum Ausruhn. Nur aus dem Herzen steigt immer wieder die bange Frage: Hast du es richtig gemacht, hast du die rechten Worte gefunden, um ihnen das Wesen unserer herrlichen Bewegung nahezubringen — hast du deinem Führer auch recht gedient? Ich kann

ja nicht mehr tun, sagen die müden Sinne. Die vielen Abende draußen in den kleinen Frauenschaften auf entlegenen Dörfern — und daheim die Familie. Ein Schmerz fährt jäh hoch. Die Kinder hat sie neulich belauscht. Der Junge hatte sich bei dem älteren Schwesterchen beschwert: „Wie oft sagt uns denn die Muttel noch gute Nacht ... immer ist sie fort!" Und das Mädel hatte ihm erschrocken die Hand auf den Mund gelegt: „Du! Das darfst du Muttel nicht hören lassen. Das alles verstehst du jetzt noch nicht. Aber wir müssen stolz sein, daß Muttel für Hitler mit arbeiten darf!"

Warum nur die dummen Gedanken sie quälen! Das ist die Müdigkeit. Morgen abend ist frei, da wird sie zeitig schlafen gehn. Vereinzelte Villen tauchen aus der Finsternis. Kein Fenster ist erhellt. Alle schlafen schon. Ein bittrer Gedanke schleicht sich heran: Ja — schlaft nur! Irgendwo in Berlin oder in München oder sonst an einem andern Ort Deutschlands, da sitzt einer und wacht ... wacht, damit ihr schlafen könnt!

Da ... ein erleuchtetes Fenster. Die Flügel stehen weit offen. Und nun Töne ... Töne!

Ein Quartett von Mozart! Wie die Geigen sich ineinanderschmiegen und der Klang des Cellos beide umkost. Die Akkorde des Klaviers sind wie ein blumiger Wiesengrund, auf dem bunte Falter gaukeln.

Die Frau steht still. Schmerzhaft steigt Vergangenes herauf: sie sieht sich selbst am Klavier sitzen. Der Mann spielt ganz leise das Cello ... leise, damit die Geigenstimmchen der Kinder nicht erdrückt werden. O du seliges Glück ... Eltern und Kinder ... und Melodien zwischen ihnen! Abend für Abend eine Stunde Seligkeit.

Und dann der Ruf! Wir übertragen Ihnen das Amt ...!

Wohl üben die Kinder in ihrem Zimmerchen — aber das Klavier ist verschlossen — und am Cello sind alle Saiten zersprungen. Am Straßenrand sitzt eine müde Frau — eine Dienerin für Volk und Heimat ... und weint bitterlich.

Aus den Niederschriften
einer sächsischen Kreisfrauenschaftsleiterin.

Weg des Sieges

Einige Sommermonate war ich auf einem Vergnügungsdampfer, der zwischen dem Hafenort am Strom und der Insel im Meer täglich verkehrte, als Kassierer beschäftigt. Wir verließen jeden Morgen in der Frühe den Hafen, um am Abend in der Dämmerung zurückzukehren. Es herrschte stets ein fröhliches ausgelassenes Treiben an Bord, die Musikkapelle spielte ununterbrochen, die Passagiere tanzten. Menschen, die aus der Großstadt kamen, um einen Tag auszuspannen und lustig zu sein. Das Wetter war fast immer schön, klar und kristallblau wölbte sich der Himmel, schwer und wuchtig sangen die Wogen des Stromes, der feierlich zwischen den Deichen zum Meere strebte.

Wenn der Dampfer nach einer halben Stunde Fahrt das breite Knie passierte,

welches das Bett des Stromes kurz vor dem Übergehen in das Meer bildete, dann sah man auf dem mächtigen, kahlen Deich jeden Morgen einen dunklen Punkt in der Ferne, der sich bewegte und rasch näher kam. Der Dampfer fuhr ihm mit voller Fahrt, getragen von den vorwärts eilenden Wogen des Stromes, entgegen. Der Punkt wurde zum Klumpen, zu einer wehenden Masse, und entpuppte sich dann als eine gebeugt schreitende Frau, die an einem Seil über der Schulter einen Kahn mit Fischen hinter sich herzog. Jeden Morgen in der Frühe kam diese Frau dem lachenden Dampfer entgegen, schwarz gekleidet, das Seil geschultert, fast taumelnd Fuß vor Fuß setzend.

Die Menschen aus der Stadt standen an der Reling und winkten. Aber die Frau achtet nie darauf. Zäh kämpft sie sich den Deich entlang, am straffen Seil die Last hinter sich. Es passierte oft, daß es in diesem Augenblick still an Bord wurde und daß die Musikkapelle aussetzte. Aber sobald die seltsame Erscheinung vorüber war und rasch im Dunst der Ebene verschwand, wurde weiter gelacht und getanzt. Der Dampfer erreichte die Küste, wo ein Fischerdorf hinter dem Deich lag, und dann kam das Meer.

„Sie kommt aus diesem Dorf da", sagte eines Tages ein Matrose zu mir, der neben mir an der Reling stand.

„Weißt du etwas Näheres über sie?"

Der Matrose schüttelte den Kopf: „Nur, daß sie diesen Weg schon seit Jahren schreitet — so lange, wie ich auf dem Dampfer fahre."

„Es muß doch eine übermenschliche Arbeit sein, den belasteten Kahn stromaufwärts zu ziehen—."

„Übermenschlich —." Der Matrose nickte und stieg wieder in den Maschinenraum hinab.

Mir ließ diese Frau in Zukunft keine Ruhe mehr. Ihre gebeugte schwarze Gestalt verfolgte mich Tag und Nacht. Manchmal hoffte ich, wenn der Dampfer um das Knie des Stromes bog, daß sie sich einmal einen Tag der Ruhe gönnen würde, daß der dunkle Punkt nicht auftauchen möge. Aber es geschah nie. Nur an den Sonntagen blieb er fort. Es war dann, als sei die Welt an diesem Tage heller geworden, als leuchte der Himmel erst dann in kristallener Bläue. An den anderen Tagen lag immer ein Schatten über Himmel und Strom, ein Mantel von Schwermut und Trauer. Diese eine Frau tötete durch ihren Gang an dem Dampfer vorbei Frohsinn und Lachen. Was bewog sie dazu, jeden Tag die Last stromaufwärts zu ziehen wie ein Galeerensträfling? Es gab doch eine Bahn zwischen dem Fischerdorfe und der Stadt! Es gab Dutzende von Verkehrsmitteln, die ihre Last spielend befördert hätten! Manchmal war ich ergrimmt über diesen quälenden Unfug, den die Frau an sich selbst verübte und den die Bewohner des Dorfes litten. Ich war oft nahe daran, sie vom Dampfer aus deswegen anzuschreien. Aber jedesmal erstarben mir die Worte wieder im Munde. Der große, herbe Ernst ihres Schreitens tötete jede Auflehnung, ich spürte dunkel, daß sich dort auf dem Deich ein Menschenschicksal erfüllte, daß dieser Gang am Strom sein mußte.

Den ersten Tag meines Urlaubes benutzte ich dazu, in das Fischerdorf an der Küste zu wandern, um Näheres über die Frau zu erfahren. Ich ging so früh fort,

daß ich ihr auf dem Deich begegnen mußte. Es war ein regnerischer Tag, manchmal sprang eine Bö auf und peitschte die Wogen des Stromes, der hier schon so breit war, daß man das jenseitige Ufer suchen mußte. Gewitter grollte in der Ferne über dem Meer. Der Himmel hing tief, manchmal flackerte ein fahler, gelber Schein am violetten Horizont auf. In diesem seltsamen Licht sah ich die Frau näher kommen, noch dunkler, noch gebeugter schreitend als sonst. Schon von weitem hörte ich, daß ihr Atem keuchend ging, und sah, daß sie hin und her taumelte unter der Last, die sie zog. Der Strom bewegte sich heftiger und versuchte, den Kahn mit sich fortzusaugen. Sie mußte alle Kräfte aufbieten, um nicht zu unterliegen. Ihr Antlitz konnte ich nicht sehen, denn ihr Oberkörper lag fast waagerecht vorgestemmt in der Luft. Ich nahm mir fest vor, ihr meine Hilfe anzubieten.

Als sie dann neben mir war, ohne auf mich zu achten, griff ich ohne weiteres nach dem Seil, um mich mit einzuspannen. Aber da hielt sie inne und sah mich an. Nur einen kurzen Augenblick, gerade zuckte der fahle Schein eines Blitzes auf, begleitet von dumpfem Grollen. Ich sah ein abgekämpftes, zerfurchtes Gesicht in Schweiß gebadet, einen schmalen, ganz verschlossenen Mund, und zwei große stahlblaue Augen, die mich jedoch mit solch eisiger Absage streiften, daß ich bestürzt zur Seite wich und die Frau vorüberließ.

Völlig verwirrt blickte ich ihr nach. Als ich mich dann endlich aus meiner Bestürzung löste und weiter dem Meere zuschritt, da rüttelte dieser eisige, abweisende Blick noch in meinem Innern. Dennoch war ich mir im unklaren, ob diese Frau die Einsamkeit ihres Weges und ihrer geschulterten Last so ertrug, wie sie es nach außen hin zeigte. Eine tiefe Ergriffenheit durchzuckte mein Herz, als ich an ihre geschwollenen Hände dachte, in die das straffe Seil blutrote Furchen gegraben hatte. Hastiger schritt ich aus, um im Fischerdorf die Lösung des Rätsels zu ergründen.

Das Dorf bestand aus einem Dutzend kleiner Häuser und dem Krug. Dort kehrte ich ein, auf der Dorfstraße war keine Menschenseele zu entdecken. Ein alter Fischer saß in dem niedrigen Raum an einem der Holztische und rauchte mit steinernem Antlitz seine Pfeife. Ich grüßte und setzte mich zu ihm. Der Alte schob die Pfeife in den anderen Mundwinkel, zerbiß irgendein Wort zwischen den Zähnen und spuckte kräftig aus. Der Wirt kam hinter dem Schanktisch hervor und brachte mir den bestellten Korn.

„Schlechtes Wetter heute", begann ich nach einer Weile das Gespräch.

Der Alte nickte und paffte ein paar kräftige Wolken. — „Ich bin den Deich von der Stadt heraufgekommen —"

Der Alte unterbrach mich: „Und da habt Ihr Hanna Eilers getroffen, die den Kahn am Deich längs seilt."

Ich nickte. Erzählte ihm, daß ich diese Frau schon seit Wochen vom Dampfer aus beobachtet hätte, und fragte ihn, warum sie diese schwere Arbeit leiste.

„Das wollen alle Neugierigen aus der Stadt wissen, die hierherkommen", brummte der Alte zur Antwort.

„Ich bin nicht neugierig", entgegnete ich ruhig. „Mir war es nur unverständlich, warum die Männer dieses Dorfes so etwas dulden."

Die buschigen, eisgrauen Brauen des Alten zuckten: „Sie will es ja nicht anders!

Verdammt, wir haben ihr alle oft genug unsere Hilfe angeboten. Aber dann hat sie solch eine eigene Art, einen anzublicken, daß man die Segel streicht. Aber was versteht Ihr schon davon!"

„Ich habe ihr eben auch meine Hilfe angeboten, und es ist mir ergangen wie euch. Warum ist diese ganze Geschichte denn überhaupt nötig? Es gibt doch die Eisenbahn und Fuhrwerke."

Der Alte paffte heftig aus der Pfeife und antwortete nicht.

Der Alte zuckte die Achseln, erhob sich umständlich und schlurrte hinaus. Der Wirt setzte sich zu mir: „Ja, es ist eine traurige Geschichte mit der Hanna Eilers. Ihr Mann sitzt im Zuchthaus."

„Im Zuchthaus?"

„Seit sechs Jahren. Lebenslänglich hat der Kerl gekriegt. War ein Taugenichts, der alles vertrank und mit jedermann Händel suchte. Bei einer solchen Angelegenheit hat er denn mal den Jens Brodersen erstochen, einen stillen, ruhigen Menschen, der sich nur wehrte, weil Eilers ihn angriff."

Draußen ging ein greller Blitz nieder. Starker Donner erschütterte das Haus. Es begann heftig zu regnen. „Bei solchem Wetter ist sie nun unterwegs", schrie der Wirt und ballte die Faust. „Ich habe ihr nach der Tat ihres Mannes mein Haus und alles, was ich besaß, angeboten — sie hat es abgelehnt mit einem Blick ihrer Augen. Sie ist zu stolz, um sich etwas schenken zu lassen, und zu arm, um ein Fuhrwerk zu bezahlen. Fünf eigene Kinder sind zu ernähren, und die vier, die Brodersen zurückließ, nachdem seine Frau bald nach der unseligen Tat starb. Sie hat alles ganz allein geschultert, ohne ein Wort der Klage! Aber das ist Wahnsinn, Überheblichkeit! So stolz darf ein Mensch nicht sein, daß er die Hilfe des Nachbarn schroff zurückweist. Eines Tages wird sie zusammenbrechen und kommen."

Ich antwortete ihm nicht. Schweigend zahlte ich und schritt auf dem Deich nach der Stadt zurück. Das Gewitter war vorübergezogen, die Sonne kam wieder durch. In der Ferne tauchte ein dunkler Punkt auf, wurde größer und größer, Hanna Eilers kehrte von der Stadt zurück. Erstaunt sah ich ihr entgegen. Ein ganz anderer Mensch schien dort zurückzukehren. Sie schritt aufrecht, fast schwebend, der Strom trieb den Kahn ohne Mühe vorwärts. Schon von weitem las ich in ihrem Antlitz. Es war ausgeglichen, und in ihren stahlblauen Augen lag ein starker Abglanz des reichen Lichtes. Als ich zur Seite wich, um ihr den Weg freizumachen, zog ich unwillkürlich den Hut. Sie dankte mir nicht, aber ich hatte es auch nicht erwartet.

Lange sah ich ihr nach. Ich wußte nicht, was diese Frau im Innern bewegte. Sie hatte durch die Heirat mit Harm Eilers ihr Los gewählt und nahm ohne Klage die Last auf sich, die diese Wahl von ihr forderte. Die Tat des Mannes hatte sie verwundet, aber nicht getötet. Sie schritt weiter. Sie brauchte nicht das Mitleid und die Hilfe der Nachbarn, es verletzte sie. Und sie würde nicht zusammenbrechen, wie der Wirt prophezeite. Denn nach jedem Weg stromaufwärts, der ihren Oberkörper beugte und ihre Lungen keuchen ließ, hatte sie diesen Weg des Sieges zurück. Sie war stärker als alle andern. Sie wuchs über den schweren Tag hinaus, weil sie im tiefsten Schmerz kein Mitleid mit sich selber kannte.

Georg Büsing.

Eine deutsche Frau geht ihren Weg

Berlin. 1923. Sebastianstraße. Quergebäude, 3 Treppen. An der Wohnungstür ein Schild: Ww. Hildegard Pogge. Seit drei Jahren wohnt sie hier mit ihren beiden Töchtern. Das Geschäft haben sie 1920 nach Berlin verlegen müssen. Sie hatten für Deutschland optiert — was soll man da mit einem offenen Ladengeschäft noch in Posen anfangen können?

Aber in Posen hatten sie wenigstens ihre Kundschaft. Hier in Berlin ist es schwer für eine Frau, Kundschaft zu erwerben. Es wollte nicht so richtig werden. Und die Preise kletterten immer höher. Inflation nannten die Leute den Zahlenwahnsinn. Da kam sie nicht mehr mit. Das Geschäft war nicht zu halten.

Sie fand einen Käufer, der ihr gutes, bares Geld für das Geschäft bot. Eine astronomische Zahl. Sie schlug ein, unterschrieb den Vertrag. Als sie das Geld erhalten hatten, konnten sie gerade einen Monat lang davon leben. Dann hatte die Inflation es aufgefressen.

Aber da war die Maria. Sie ist jetzt 19 Jahre alt und Stenotypistin bei Siemens. Sie fuhr der Mutter übers Haar. „Laß man, Mutter", tröstete sie, „ich schaff's schon ..."

Frau Pogge muß sich damit abfinden, daß die Maria für sie und ihre Schwester sorgt. Nun, die Käthe ist jetzt auch schon 15 Jahre alt, nächstes Jahr zu Ostern kommt sie aus der Schule. Frau Pogge hat ihr schon eine feine Lehrstelle besorgt.

Wenn man bloß wüßte, was man mit der vielen Zeit anfangen könnte! Frau Pogge hat zeitlebens hinter dem Ladentisch gestanden. Da hat man für das unnütze Herumsitzen nicht die nötige Ruhe.

Wollen Sie nicht eine SA.-Küche einrichten?

Es klopft an der Wohnungstür. Als sie öffnet, steht vor ihr der Fritz Keßler.

„Kommen Sie nur 'rein", fordert Frau Pogge den jungen Mann auf. Sie kennt ihn. Er wohnt im Nebenhaus, und ihre Maria geht manchmal abends mit ihm spazieren.

Der junge Mann setzt sich verlegen auf den Küchenstuhl und dreht seine Mütze in den Händen herum.

„Na, was haben Sie denn auf dem Herzen?" ermuntert ihn die Frau. Ja, der Fritz hat schon etwas, was er ihr gern sagen möchte. Aber wie er jetzt so dasitzt und sich die Frau ansieht, wird er unsicher. Verdammt noch mal, denkt er, wie alt und wie müde sieht die Frau aus! Er kennt ihre Geschichte, weiß, daß vor ihren und der Kinder Augen der Mann erschossen wurde, daß sie sich für das Geschäft abgerackert und es doch nicht hat halten können. Nein, dabei wird man nicht gerade frischer und lebendiger.

„Tja", meint er und kratzt sich den Kopf, „das ist nun so eine Geschichte ..." Und dann rückt er endlich mit seinem Anliegen heraus. Er ist nämlich in der SA. —

Ja, die ist jetzt wieder erlaubt, und die Frau Pogge wisse doch wohl, wer die SA. sei. Die Maria wird ihr ja wohl davon erzählt haben.

Ja, Frau Pogge weiß das. Und sie hat gar kein Hehl daraus gemacht, daß sie für die junge Bewegung, die da unter dem Hakenkreuzbanner marschiert, sehr viel übrig hat. Nur — für Politik interessiert sie sich gar nicht.

„Nee, nee", ereifert sich Fritz Keßler, „darum handelt es sich auch gar nicht. Aber bei uns im Sturm sind so viele Kameraden arbeitslos. Es geht ihnen schlecht. Sie kriegen oft tagelang kein warmes Mittagessen in den Leib. Und da haben wir gedacht — wenn wir Ihnen nun die Unkosten ersetzen — ob Sie nicht da für unsere erwerbslosen Kameraden kochen würden . . .?"

So, jetzt ist es heraus, und dem Fritz Keßler wird etwas leichter ums Herz. Frau Pogge ist aufgestanden und geht ein paar Schritte auf und ab. Dann tritt sie auf den jungen Mann zu und hält ihm die Hand hin.

„Gut", sagt sie. Weiter nichts. Aber Fritz Keßler genügt dieses eine Wort. Diese Frau wird ihr Wort halten, weiß er. Als er die Treppe hinuntergeht, kommen ihm allerdings Bedenken. Wird die Frau das lange aushalten? Herrgott noch mal, wieviel Unglück gibt es doch in Deutschland, denkt er . . .

Flucht aus der Wohnung

Die Käthe hat nun ihre Lehre hinter sich. Aber sie bekommt keine Stellung. Die Zeit der großen Erwerbslosigkeit ist über Deutschland hereingebrochen. Einmal wollte sie schon der Inhaber des Konfektionsgeschäftes an der Ecke als Bürohilfe einstellen. Aber als sie am nächsten Tag wiederkam, näselte er: „Sagen Sie mal, Fräulein, hat Ihre Mutter nicht in der Sebastianstraße 'ne Küche für die SA.? Na, sehnse . . .!" Und damit waren die Verhandlungen beendigt.

Es ist beinahe ein Glück, daß sie die SA.-Küche führt. Da gibt es zu tun, und man kommt sich nicht allzu unnötig in dieser Welt vor. Im Gegenteil, man spürt sogar, daß man hier eine wahrhaftig sehr wichtige Arbeit zu leisten hat. Und noch etwas anderes kommt hinzu. Man lernt wieder glauben. Man lernt wieder hoffen. Die Menschen, deren hungrige Mägen sie mit der Kost ihrer Kelle füllt, leben ihr diese Hoffnung, diesen Glauben, dieses Wissen um die Bezwingung der Zukunft vor.

Da beißt man eben die Zähne zusammen — es muß gehen. Einmal wird es anders kommen, das weiß sie. Ob sie es noch erleben wird, das ist gleichgültig geworden.

1932 ist ein schlimmes Jahr. Die Wahlkämpfe toben, die politischen Leidenschaften sind bis zur Siedehitze entfacht. Rotmord tobt durch die Straßen, versucht, den unaufhaltsamen Vormarsch der Träger eines kommenden Deutschland durch Terror und nackte Gewalt niederzuhalten.

Eines Vormittags — Frau Pogge ist eben dabei, den Kessel mit Kartoffeln aufs Feuer zu setzen — stürzt Fritz Keßler herein.

„Schnell — machen Sie rasch, die Roten . . ."

Er nimmt die Widerstrebende bei der Hand, stürzt mit ihr die Treppen hinunter, vorbei an johlenden Haufen, die ihnen hinterherlaufen. Bis sie ein Lokal erreichen, wo sie einstweilen sicher sind.

Frau Pogge atmet schwer. Aus der Wohnung geflohen! Vor ihren eigenen Volksgenossen!

„Die Maria", schreit sie plötzlich auf, „die Maria — jeden Augenblick muß sie vom Geschäft heimkehren, läuft dem Gesindel genau in die Arme ..."

„Verdamm ...", springt Fritz Keßler auf, reißt die Mütze vom Haken und rennt auf die Straße. Zwei, drei Kameraden gesellen sich zu ihm. Sie eilen im Sturmschritt zurück zur Sebastianstraße.

Maria hat Glück gehabt. Ein Kommando Schutzpolizei ist eben angesetzt worden, um die Straße zu säubern. Die Roten ziehen sich pfeifend und johlend zurück. Maria steht plötzlich allein auf der Straße, sieht sich verwundert um, steigt die Treppe empor und starrt erschrocken auf die sperrangelweit aufstehende Wohnungstür. Mit einer schlimmen Ahnung tritt sie ein. Sie findet einen Trümmerhaufen vor, den die Roten in der Küche angerichtet haben. In die beiden Zimmer sind sie nicht eingedrungen — vielleicht, weil ihnen die Zeit dazu fehlte.

Aber die Mutter ist nicht da. Die Mutter!

Sie fliegt auf die Straße hinunter. Immer zwei, drei Stufen auf einmal.

Und unten steht plötzlich Fritz Keßler mit seinen Kameraden vor ihr.

„Na, Gott sei Dank", lacht er ihr ins Gesicht.

„Die Mutter ...", schreit sie.

„Ja doch, ja doch", beruhigt er sie, „ist ja alles in Ordnung ...", und führt sie in das kleine Lokal, wo die Mutter ihre Tochter in die Arme schließt.

Sturm im November

Der November hat es in sich. 1918, dann 1923 ... Und nun auch 1932.

Im November 1932 herrscht in Berlin der Verkehrsstreik. Alles fühlt und spürt, daß auch dieser gewaltige Streik nur ein Vorspiel zu den letzten großen Entscheidungen ist. Die Stunde rückt immer näher ...

Frau Pogge hat viel zu tun mit ihrer SA.-Küche. Der Sturm wird von Tag zu Tag größer — und die Zahl der Erwerbslosen steigt. Es ist ein Wunder, daß Maria noch immer ihre Stellung hat. Die Käthe dagegen kann nichts anderes tun, als der Mutter zur Hand zu gehen, der es immer schwerer fällt, die Arbeit zu erledigen.

Ein Straßenbahnhof. Streikende. Erregte Stimmung. Polizei im Hintergrund. Steigende Nervosität.

„Die Straßen rings um den Bahnhof sind sofort zu räumen", lautet der Befehl. Die Polizei versucht, die Leute abzudrängen. Rufe ertönen, Schreie — ein paar stimmen das Horst-Wessel-Lied an. Die Polizei wird ebenfalls erregt. Pistolen werden gezogen — irgendwo erfolgt ein unglücklicher Stoß, ein Schuß peitscht als Antwort ...

Laufen, Rennen, Fliehen. Die Polizei hinterher. Immer mehr Schüsse, ein Straßenbahnmast knickt um.

So, jetzt ist die Straße frei. Aber da liegen ein paar Verwundete. Und hier — eine Frau.

Sie ist zum Glück nicht tot. „Steckschuß", sagt der Arzt im nahen Krankenhaus, „muß operiert werden. Wie heißt die Verletzte?" Die Schwester kramt in der Hand-

tasche, findet ein altes, zerblättertes Notizbuch. „Käthe Pogge, Herr Doktor, sie wohnt in der Sebastianstraße ..."

„Gut, Schwester, benachrichtigen Sie die Polizei und die Angehörigen."

Die Operation verläuft gut. Aber es vergehen noch Wochen, bis Käthe endlich wieder aufstehen kann. Jeden Tag kommt die Mutter zu ihr. Käthe findet, daß Mutter sehr schlecht aussieht.

Das Ende eines Weges

Etwa zwei Wochen vor Weihnachten kommt Maria. „Die Mutter ist krank", sagt sie und sieht ihre Schwester dabei nicht an.

Käthe richtet sich auf.

„Schlimm?" fragt sie mit ängstlicher Stimme. Maria zuckt die Schultern. Schlimm? Was ist schlimm ...?

Einen Tag vor dem Heiligen Abend kommt Maria dann zusammen mit Fritz Keßler. Sie hat verweinte Augen, und der Fritz blickt sehr ernst drein.

Käthe braucht gar nicht erst zu fragen. Sie wirft sich nur auf die andere Seite und weint still in die Kissen hinein.

An einem klaren Dezembertage des Jahres 1932 tragen sie Frau Pogge zu Grabe. Die Käthe liegt immer noch im Krankenhaus. Noch ein paar Wochen. Der Januar des nächsten Jahres geht schon zu Ende, als sie endlich das Krankenhaus verlassen kann.

Der erste Weg, den sie zusammen mit ihrer Schwester geht, führt sie auf den Friedhof an das Grab ihrer Mutter.

Wir schreiben den 30. Januar 1933. Hanns Reinholz.

Eine Mutter legt ihr Tagwerk nieder

Der Zug braust durch das stille Tal, an Feldern und blühenden Wiesen vorbei. Oft bin ich diesen Weg gefahren, wenn es nach Hause in die Ferien ging. Alle Schönheit am Wege hab' ich in mich hineingetrunken und die Freude des Wiedersehens freibeuterisch vorausgekostet, mit jener beglückenden Ungeduld eines Menschen, der sich in Liebe erwartet weiß.

Heut' gehen meine Blicke fremd an dieser Schönheit vorbei, und mein Herz eilt zitternd dem Zuge voraus, zur Mutter, die nach mir verlangt. Es ist das erstemal, daß meine Mutter mich ruft, mich braucht. Immer war sie für andere da. Wenn jemand in der Familie erkrankte, wenn ein Kindlein kam, Mutter war zur Stelle, packte an, half und heilte und freute sich, wenn endlich alles zum guten Ende kam. Sie selbst hat nie Hilfe beansprucht, man erfuhr es immer erst, wenn es überstanden war, daß sie unpäßlich oder sonst in Not gewesen. Heute ruft sie mich ... und ich weiß, dies wiegt schwer. Wieder entfalte ich ihren Brief, in dem sie von dem Bescheid der Ärzte schreibt, die nur in einer Operation noch Hilfe sehen, in dem sie mich bittet, bald zu kommen und ihr das Jüngste mitzubringen. Ganz unbefangen sind ihre Zeilen. Nur der Wunsch, unser Kleinstes noch einmal zu sehen, verrät

mir, daß sie mehr weiß, als sie sagt. „Noch einmal", steht da in den klaren, aufrechten Schriftzügen meiner Mutter, aber ich fühle bedrückt, daß mit diesen zwei Worten das Schicksal hart an unsere Türe pocht.

Vergeblich versuche ich zu enträtseln, wie alles so schnell kommen konnte. Vor einem halben Jahr, als wir zuletzt zusammen waren, ging sie noch federnden Schrittes mit mir durch die Straße, man konnte sie für meine Schwester halten, die Silberfäden in ihrem Haar waren zu zählen, und ihrem frischen Blick sah niemand an, wieviel sie geweint, wie hart das Leben mit ihr umgesprungen war. Ihre Lebenskraft schien unanfechtbar, ihr Lebenswille unbezwinglich. Und nun soll das anders sein? Endlos scheint mir diese Fahrt zwischen Wähnen und Hoffen, mitten durch den blühenden Sommertag. Die Helligkeit draußen und das muntere Plaudern der Mitreisenden hier drinnen schmerzt mich, ja, sogar das Kleine, das wie ein Kätzlein zusammengerollt auf der Bank neben mir schläft, kann mich nicht versöhnen. Der Zug fährt so langsam, und meine Mutter wartet auf mich.

Gottlob, daß wir am Ziele sind. Da ist der kleine Bahnhof mit den Geranien vor dem Fenster. Da ist der alte Brunnen, dort hat Mutter sonst immer gestanden und mir von weitem mit ihrem Tüchlein zugewinkt. Heut' lacht uns niemand entgegen. Nur die Nachbarin kommt auf mich zu, nimmt mir betreten das Kind ab und versucht, mich mit ein paar hilflos ungeschickten Worten zu trösten. Man wisse nichts Bestimmtes und man müsse erst sehen und ... ich höre nicht mehr hin, ich eile davon, die Straßen hinauf, zum Haus hinein ... unter der Glastüre zögere ich, so von Angst gejagt will ich nicht an ihr Bett treten. Tief hole ich Atem ..., da tut sich die Tür auf, und Mutter, meine Mutter kommt mir lächelnd entgegen. „An die Bahn hat's leider nicht mehr gereicht", sagt sie, als ich mich aus ihren Armen frei mache. „Doch wo ist das Kind?" — „Es kommt gleich, Mutter, es kommt." Sie strahlt und fragt nach allen andern, nach Mann und Kindern, nach Haus und Garten und ob es sehr schwer gewesen sei, jetzt wegzugehen. Ganz ruhig ist sie, als ob ich zu Besuch gekommen wäre. Knisterte nicht der Brief in meiner Tasche, ich möchte zweifeln, ob sie mich gerufen. „Du bist doch hoffentlich nicht meinetwegen aufgestanden?" unterbreche ich sie, als sie mir endlich von ihrem kurzen Krankenlager erzählt. Sie nickt: „Doch, ich wollte dir noch einmal selbst entgegengehen." Schon wieder trifft mich dieses „noch einmal", aber die Mutter spricht es so leichthin aus und zwingt mich damit, stark zu sein. „Dort hab' ich das Bettchen fürs Kind gerichtet, dies hier ..." sie hebt das kleine Kissen hoch, „hab' ich mit Korkwolle gefüllt, damit sein Köpfchen kühl hat ..." — „Und das ...?" verwundert deute ich auf das kleine Püppchen, das im funkelnagelneuen Kleidchen einladend auf der Decke sitzt. „Das hab' ich der Kleinen zum Willkommen genäht, ich dachte wohl, daß du in der Eile vergissest, ein Spielzeug mitzunehmen." Bei Gott, das habe ich wohl vergessen ... und diese Mutter, die seit Tagen von Schmerzen gepeinigt ist, die morgen zur entscheidenden Operation soll, die hat ihrem jüngsten Enkelchen noch ein Püppchen zurechtgemacht. Und wie es nun zur Türe hereinkommt mit rosigen Bäcklein und tollpatschig nach dem Püppchen greift, da ist die Großmutter selig. Ja, der Schimmer eines leisen Triumphes blitzt in ihrem Blick, als sie zu mir herüber sagt: „Siehst du!"

Ich versuche mich zu trösten und mich zu freuen, daß sie ist wie immer, und

doch ... etwas ist anders heute. Sie sieht müde aus, obgleich ihr die Freude offensichtlich wohltut, und sie geht merkwürdig unbewegt, als sei sie gar nicht in sich selbst daheim. „Hast du viel Schmerzen?" — „Mehr als man sagen kann, sonst hätte ich dir ja nicht geschrieben, du siehst ja selbst ... es geht nicht mehr." Mit einer geringschätzigen Bewegung deutet sie an sich herab, sie ist mager geworden ... und sie hat einen Schlafrock an. Es ist das erstemal, daß ich meine Mutter im Schlafrock sehe. Sie hat nie einen besessen, weil sie jenes verfängliche Zwischenspiel von Arbeit und Nichtstun, das ihn notwendig macht, nicht kannte, weil sie in allem ganz war, im Schaffen und im Ruhen. Nun hat sie sich einen gekauft, fürs Krankenhaus, sagt sie entschuldigend, aber ich weiß, was dies bedeutet. Gedankenschwer streichle ich ihre lieben Hände. Ich möchte sie wieder zu Bett bringen, aber sie lehnt ab. „Wir werden erst zusammen durchs Haus gehen, ich muß dir alles noch zeigen", sagt sie. Keine Widerrede nützt. Ihr Wille entscheidet, so wie er immer entschieden hat nach ihrem innersten Gesetz. Es fällt mir nicht leicht, zu gehorchen und der Kranken widerspruchslos auf den Speicher zu folgen. Hier stützt sie sich, von Schmerzen gekrümmt, auf das Geländer, dann wirft sie, unwillig über sich selbst, den Kopf zurück und beginnt zu reden. Da ist noch eine Rechnung zu zahlen für den Dachbalken, den der Sturm neulich heruntergerissen hat, in der Waschküche muß eine Röhre nachgesehen werden, bei den Hausleuten ist die Klingel nicht in Ordnung, hundert kleine, aber wichtige Dinge, die bedacht und gemacht werden müssen, wenn das Ganze weitergehen soll. Dies Bett ist für den Wegmacher mit seinen neun Kindern, und jenen Koffer hat sie mit warmer Wäsche gefüllt, für die Anna aus dem Armenhaus. Den dicken Mantel bekommt die Eierfrau, die im Winter immer über die Kälte schimpft. Die Lina aber, die ihr seit drei Jahren dient, soll keine Kleider erhalten, sie ist schon eitel genug und hängt alles an seidene Strümpfe und Fähnchen. Ihr ist eine kleine Summe auf der Sparkasse sichergestellt. Auch im Angesicht des Todes ist diese Mutter nicht einen Zoll versöhnlicher, als ihr gerecht erscheint. „Soll ich Grundsätze, denen ich ein Leben lang treu war, im letzten Augenblick aufgeben, ich denke nicht daran!" Stolz führt sie mich weiter von Zimmer zu Zimmer, von Schrank zu Schrank. Überall hat sie vorbildliche Ordnung. Da sind Schachteln, fein geordnet in Reih und Glied, mit Schildchen versehen und genau bezeichnet. Hier hat sie ihre kleinen Kostbarkeiten drin. Feine alte Spitzen, ein kostbares Tuch aus Urgroßmutters Zeiten und ihren Brautschleier mit den Myrten. Daneben Seltenheiten aus dem großen Krieg: Notgeldscheine von allen Städten, Brotmarken, Gedenkmünzen, Opferurkunden, das Militärbuch meines Vaters und seine Feldmütze, ein Bündel seiner letzten Briefe aus dem Krieg und seine Orden. Alles zeigt sie mir, alles läßt sie noch einmal liebkosend durch ihre Hände gleiten. Sie hängt daran, ja, aber sie ist nicht gefangen davon, es war ein Stück von ihrem Leben, das sie liebt und liebend weitergibt. „Die bekommt euer Ältester", sagt sie und gibt mir Vaters Ehrenzeichen, auf schwarzen Samt genäht, zu treuen Händen. „Diese Jungen dürfen jetzt ernten, was damals unter Blut und Tränen gesät wurde." Ich kann mich der Tränen nicht länger erwehren. „Muß das alles jetzt sein, Mutter, du sollst doch gesund werden, ja du wirst gesund werden!"

„Einmal muß es doch sein ... dann gilt es für das nächste Mal. Aber du darfst dir keine Hoffnung machen. Gewiß, ich wage diesen letzten Versuch, morgen um

diese Zeit liege ich unter dem Messer, und die Ärzte werden dann wissen, was sie heute nur vermuten. Für mich ist das belanglos, da drin ... sie deutet auf ihr Herz — da hat die Stunde geschlagen, und nur darum habe ich dich gerufen ..." Ihr Blick ist ganz nach innen gerichtet, während sie dies unbewegt und unerschüttert ausspricht, in einer Freiheit, die mich verwundet. Unaufhörlich fließen meine Tränen. Das macht sie traurig. „Willst du dich von deiner Mutter beschämen lassen?" fragt sie in einem Ton, der mir beglückend und schmerzlich zugleich offenbart, daß auch sie gekämpft hat ..., vielleicht noch kämpft. „Ich hab' dich immer für meine tapfere Tochter gehalten", sie zieht mich an sich, wie damals, als ich ein Kind war. Ihr Blick liegt voll und bezwingend auf mir. „Kind, nur du noch kannst mir die Reise leicht machen ... ich hab' ja nur dich gehabt. Aber du mußt dich fügen ... glaub' mir ... ich übertreibe nicht ... wir stehen schon im Bahnsteig ... die Fahrkarte ist entwertet ... ich kann ... und will nicht mehr zurück. Sieh mich doch an! Der Zug hat abgeläutet ... da drin ... ich mußte dir das alles vorher sagen!" — „Mutter!"

„Komm, jetzt kann ich getrost zu Bette gehen, du wirst nun alles richtig machen." Willig läßt sie sich von mir zu Bett bringen. Da liegt sie nun in den weißen Kissen und hat allen Widerstand aufgegeben, jetzt erst merkt man, wie krank sie ist, schwer krank. Ihre Hände, diese kernfesten, die ich nie ruhend gesehen, liegen willenlos, als seien es nicht die ihren, auf der Decke. „Dort in der linken Lade habe ich das Totenhemd gerichtet und das Laken für den Sarg!" Einen Augenblick drohen mich meine Sinne zu verlassen. Diese Frau tut, als ob sie die nötigen Gegenstände für eine Geburt bereitstellen müßte. Mit der gleichen Ruhe hätte sie ebensogut sagen können: „Dort ist das Waschbecken, Verbandwatte, Kinderwäsche und Wännchen." Wie von ferne höre ich sie weitersprechen: „Nicht wahr, du ziehst mich selber an, wenn es so weit ist, es soll keine fremde Hand an mich. Und du bezahlst alle Rechnungen sofort, die Versicherung wird für die Auslagen reichen. Hier sind die Papiere, mit denen du meinen Tod anmelden mußt ... und vergiß auch die Trinkgelder nicht, die Leute warten darauf."

O meine Mutter! Sie weiß, wie wenig mir all diese Dinge gelten werden, wie mich der Schmerz übermannen wird. Und nun legt sie ein unsichtbares Band um mich, mit dem sie mich nach ihrem Tod noch leiten wird, so wie sie mich als Jährling bei den ersten Gehversuchen unmerklich, aber sicher gegängelt hat. Und diese kleinen Dinge alle werden mir wichtig sein um der Stunde willen, in der sie mir übertragen wurden. Seht, so ist meine Mutter! So sind die Mütter! So führen sie ihre Kinder in Liebe zur Pflicht!

Ganz still ist es jetzt geworden, der Mond steigt hinter den Bergen herauf und wirft sein Licht zu uns in die Stube. Da weicht alles Nahe, das uns noch eben greifbar war, die Wände weiten sich zum All, dessen Pulsschlag wir fühlen, wie damals, als wir noch eines Leibes waren, meine Mutter und ich. Wir lauschen lange, in die feierliche Stille, auf den Strom, der da fließt, der uns beide verbindet und den nichts unterbrechen kann, auch der Tod nicht, der uns droht. Wie ich meine Mutter so friedlich und befreit vor mir sehe, so ohne Harm und ohne Klage, aber auch ohne Frage, da weiß ich es auf einmal ganz klar: Wer aus den Quellen seines Lebens lebt, treu dem Gesetz, das Gott in ihn gelegt, der hat nicht Anfang

noch Ende, er gehört der Ewigkeit, lange bevor sein Leib vergeht, und er gehört ihr noch, wenn keiner mehr seinen Namen nennt.

Wir haben uns jetzt nichts mehr zu sagen. Wir sind uns für Worte zu nahe. Hand in Hand und Blick in Blick und doch wundersam gestillt durch die Gewißheit, auf eine geheime Weise verbunden zu bleiben, so gehen wir durch diese letzten Stunden, uns aneinander verschenkend in zärtlichen Gebärden, so lange es geht.

Es geht nicht lange. Meine Mutter hat recht gefühlt, ihre Stunde ist gekommen. Der Arzt kann nicht mehr helfen, und das Herz ist müde. Noch ein paar Stunden, die für Jahre zählen, dann ist alles vorbei. Kalt liegt die Hand der Liebe in der meinen. Mutter ist nicht mehr. Nur ihr Herz ist bei mir geblieben, es schlägt in meinem, und ihr Blick geht mit durch alle meine Tage, und er wird wie ein silberner Falter auf dunklem Strom über dem Leben meiner Kinder sein.

Irene Weidle.

Von nordischem Frauentum

Als die nationalsozialistische Bewegung zum ersten Male unserem Volk sein Bluterbe ins Bewußsein hob und das nordische Zielbild zum Aufleuchten brachte, vollzog sich eine Umwälzung von geschichtlichem Rang. Unter Jahrzehnte der Auflösung, des Verfalls, der seelischen Unsicherheit, die bis in die entlegensten Winkel Asiens nach Vorbildern, Göttern und Weisen gesucht hatte, wurde ein harter, energischer Strich gezogen. An die Stelle des richtungslosen Tastens nach dem Fremden und Allerfremdesten trat das Streben nach einheitlicher Formung und klarer Prägung, das Suchen nach dem eigenen, artgemäßen Gesetz. Das Nordische wurde von neuem entdeckt als jenes geheimnisvolle Etwas, das dem deutschen Gesicht in allen Stämmen und Ständen, in allen Jahrhunderten die wesentlichsten und entscheidendsten Züge verlieh; der nordische Gedanke, weit davon entfernt, Klüfte zwischen den Stämmen aufzureißen, wurde und wird in immer stärkerem Maße, in immer beglückenderer Weise „ein einzig Zelt ob allem deutschen Land". Denn alles deutsche Menschentum, gleichgültig wo immer es sich befindet, am Meer, in den Bergen oder jenseits der Grenzen, trägt stärker oder schwächer den Stempel nordischer Artung: ausgreifend, kühn, erobernd, zuchtvoll und in Form gehalten.

Die nordische Bewegung des Nationalsozialismus ist frei von Sentimentalität. Sie teilt nicht das zweifellos gutgemeinte, aber nichtsdestoweniger abwegige Bestreben mancher Außenseiter, irgendeine „gute alte Zeit" zu restaurieren, sie will nicht Zustände wieder herbeiführen, von denen uns der geschichtliche Raum mehrerer tausend Jahre trennt. Gerade der Führer hat scharf und ausdrücklich zwischen nordischer Bewegung und nordischer Romantik unterschieden und alle rührselige Schwärmerei bei Blechschwertern und Bärenfellen zurückgewiesen. Nicht das ist das Ziel: eine tote Vergangenheit künstlich zu beleben, sondern die ewigen Kräfte des nordischen Blutes von neuem zu wecken und freizumachen zur Gestaltung des Jetzt und Heute, zur Lösung all der Fragen, die aus der gegenwärtigen Weltstunde unausweichlich an uns herantreten.

Wir wissen um die Bedeutung dieses nordischen Blutes, um seinen Wert und seine Unersetzbarkeit. Wir wissen, daß dies Blut in langen Jahrtausenden immer wieder hinausgeströmt ist in die Weiten der Welt, Staaten eroberte, Reiche gründete, Kulturen schuf und sich an Tausende von Schöpfungen willig verschenkte. Denn immer war das wichtigste Kennzeichen dieses Menschentums der Ausgriff, eine geheime architektonische Sehnsucht tief im Blut, der Drang zum Planen, Bauen, Schaffen und Gestalten, der unerbittliche Wille zur Leistung, einer Leistung, die vollbracht wird um ihrer selbst und der Gemeinschaft willen. Deshalb hat man den nordischen Menschen als den Leistungsmenschen schlechthin bezeichnet.

Selbstverständlich trifft das eben Gesagte in erster Linie für den nordischen Mann zu. Damit taucht die Frage auf, welche Züge das Bild nordischen Frauentums tragen muß, wie die Frau beschaffen ist, die neben diesem schöpferischen, ausgreifenden und leistungsbestimmten Mann steht. Eines ist von vornherein klar: daß nordischer Mann und nordische Frau, als Verkörperung des gleichen Rassenwillens, wesentliche Gemeinsamkeiten aufweisen müssen; fraglich ist, ob die seelische Artgleichheit sich bei beiden in gleicher Weise, in gleichen Lebensformen äußert und verwirklicht. Wohl steht auch die nordische Frau unter dem Gesetz des Leistenmüssens, der Stil ihres Erlebens ist der gleiche wie beim Manne, aber die Art und Weise der Verwirklichung ist eine grundsätzlich andere.

Zwar hat es immer Frauen gegeben, die berufen sind zu einem objektiven Werk und die dies Werk erfüllen müssen, ob sie selbst sich daran steigern oder zugrunde gehen. Niemand wird diese Frauen — es sind sehr wenige — daran hindern, dem Ruf zu folgen, der in irgendeiner Stunde an sie erging, niemand wird sie hindern, um der Gemeinschaft willen zu verwirklichen, was als brennendes So-und-nicht-anders-Können in ihnen lebendig ist. Doch diese Frauen müssen erkennen, daß ihr einsamer Weg unter einsamen Gesetzen steht und daß es ein schweres Vergehen wäre, wollten sie, um den eigenen Weg zu erleichtern, andere in die gleichen Bahnen treiben. Denn im allgemeinen ist das Schöpfertum der Frau anders gerichtet als das des Mannes.

Der schöpferische Wille des Mannes meint das Werk, der schöpferische Wille der Frau den Menschen. Denn entscheidend ist nicht, was jemand tun kann, bei soundso gelagerten Verhältnissen, sondern was er tun muß, unter dem Zwang des inneren Gesetzes. Gewiß kann die Frau Maschinen führen, Geschäfte leiten, organisieren und Forschungen treiben, aber sie muß es — bis auf die erwähnten Ausnahmen — nicht. Aber: Menschen formen, Menschen bilden, erziehen, gestalten und liebhaben muß die Frau, oder sie geht zugrunde. Und ist es etwas Geringeres, eine Kinderseele zu formen, als ein Buch zu schreiben oder ein Werk zu gestalten? —

Nur eine Zeit schlimmster Überschätzung der Vernunft konnte dies „in Seelen schöpferisch sein" der Frau so geringschätzig betrachten, wie es in den letzten Jahrzehnten geschah. Heute wissen wir wieder, daß hier die kostbaren, sorgfältig zu hütenden Wurzelgründe alles menschlichen Lebens sind, an deren Kraftloswerden das Volk zugrunde gehen müßte. Wir ehren und achten diesen stillen, verborgenen Schaffensbereich, das ständige Bereitsein, das behutsame Atmosphäreschaffen, das

unaufhörliche Modellieren an der Seele des Kindes — die Schöpferhände der nordischen Frau. Wir fangen wieder an, zu ahnen, was Goethe meinte, als er vom „Reich der Mütter" sprach.

Es sind die nordischen Frauen, die auch in schwerer Alltagsarbeit immer unter dem Leuchten einer Sehnsucht gehen wie Königinnen unter der Krone, einer ausgreifenden Sehnsucht, die in die Kinder hineingeschlossen wird, die ihren Weg begleitet als verpflichtendes, zu Leistungen und zum Schaffen antreibendes Erbe. Was in den Müttern als „Lust zum Fabulieren" lebte, ist oft bei den Söhnen gewachsen zum ragenden und gültigen Werk. Jede echte nordische Mutter wünscht sich nichts sehnlicher, als daß ihr Kind einmal „besser" würde als sie selbst (nicht „etwas Besseres", das war eine Verzerrung ins Materialistische), sondern, daß es reifer, klarer, geschlossener werde als die Eltern.

Das Nordische ist heute noch nicht selbstverständliche Lebensform, wohl aber das unverrückbare Ziel; die nordische Prägung unseres gesamten Volkslebens muß erst wieder geschaffen, neu erkämpft werden. Erst heute, in einer Zeit, die unter dem Gesetz des Heldentums und der Leistung steht, kann nordisches Frauentum von neuem seine volle Auswirkung erfahren. Denn die Forderung heldischen Lebens gilt für beide, Mann und Frau, nur daß die Formel beim Manne heldischer Kampf, bei der Frau heldisches Dienen heißt. Die nordische Prägung unseres Volkes muß von uns allen mit ermöglicht und mit verwirklicht werden in ständigem Kampf gegen eigene Trägheit und Lässigkeit, als Streben nach dem Harten, Unbequemen und Schweren, als Wille zur Leistung und zum Opfer. Und das ist unser Glaube, daß einstmals wieder ein Frauentum heranwächst, das fähig und berufen ist zum höchsten Dienst an der Gemeinschaft, zum priesterlichen und seherischen Amt, zur Weiterführung jenes hohen Erbes, das uns die Kunst als mahnendes Vermächtnis hinterließ, von der Elisabeth des Bamberger Domes bis zu den hohen schweigenden Frauen des Münchener Nornenbrunnens. Welche Möglichkeiten in der Zukunft liegen, wissen wir nicht, aber eins können wir tun: ihnen gläubig und tapfer den Boden bereiten, indem wir unser eigenes Leben immer unbedingter unter das Gesetz der Gemeinschaft stellen, als einzelne Stimme im großen Chor. So wie es die Weisheit eines alten Spruches verkündet, der als Inschrift einer Orgel überliefert ist:

Du spielst hier nicht für dich, du spielst für die Gemeine;
Dein Spiel erheb' ihr Herz, sei einfach, ernst und reine.

Lydia Gottschewski.